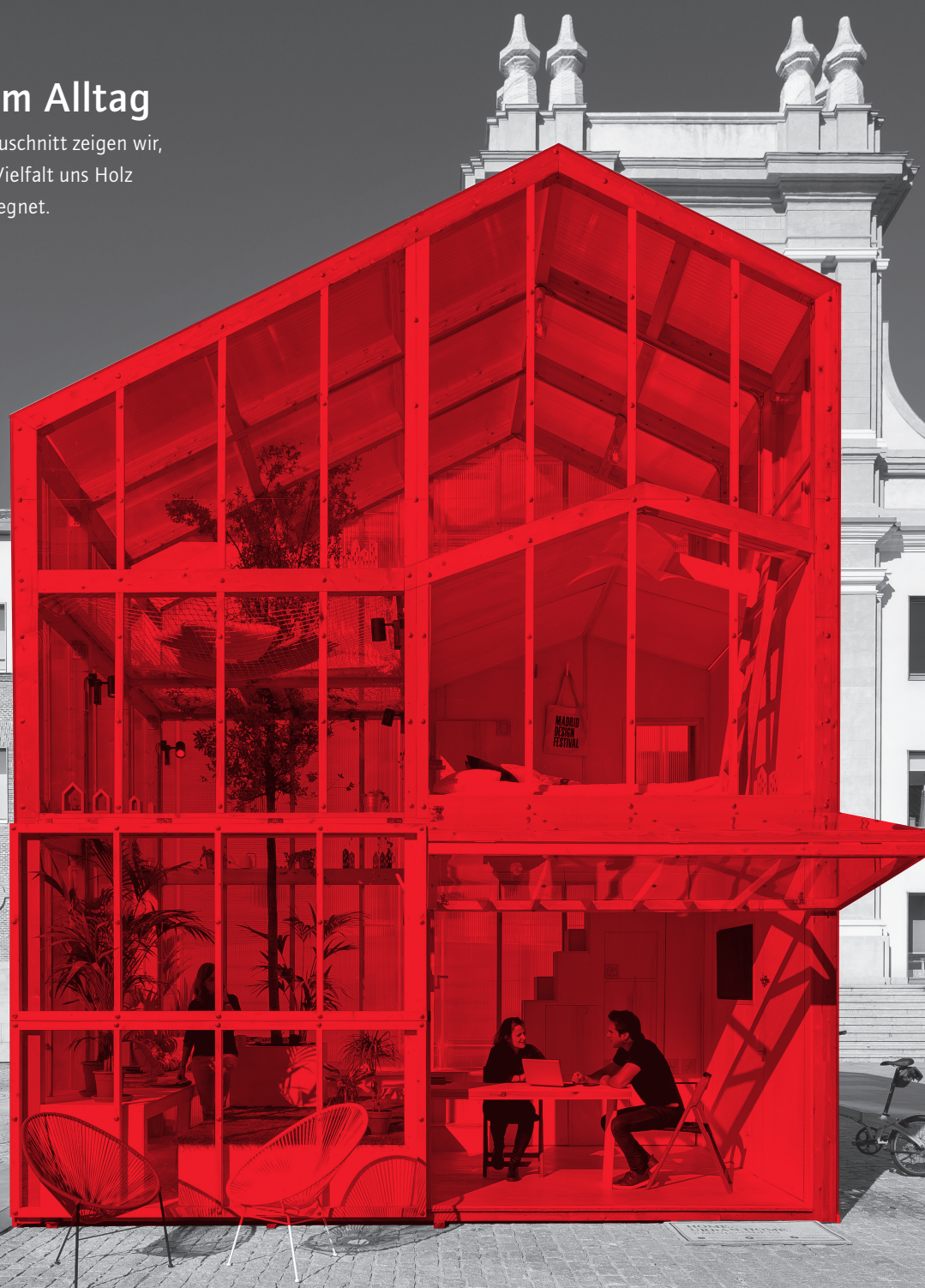


zuschnitt 83

Holz im Alltag

In diesem Zuschnitt zeigen wir,
in welcher Vielfalt uns Holz
täglich begegnet.



Inhalt

Zuschnitt 83.2021



SEITE 3

Editorial

Text Christina Simmel

SEITE 4

Essay

Vom Übersehenen zum
Sichtbaren und retour
Text Wolfgang Pauser

Themenschwerpunkt

SEITE 6 – 9

Holz, mon amour Die Liebe
zu Holz in zehn Zitaten
Text Alberto Alessi
SEITE 10 – 11
Der unsichtbare Begleiter
Über die langsame Sicht-
barwerdung von Holz in der
Gesellschaft
Text Klaus-Jürgen Bauer

Zuschnitt 84.2022 Gesundheitsbauten aus Holz erscheint im März 2022

Was hat Holz mit Gesundheit zu tun? Oder anders gefragt: Welche genesungs-fördernden Eigenschaften haben Gebäude aus Holz? Dieser Frage widmen wir uns im nächsten Zuschnitt. Wir gehen dem Begriff der „Healing Architecture“ nach und zeigen, was Architektur zu einer Variable von Gesundheit und Gene-sung macht. Wir veranschaulichen, welchen Einfluss die Gestaltung und die Materialwahl in Gesundheitsbauten haben und wie der Einsatz des natürlichen Baustoffs Holz eine gesundheitsfördernde Raumumgebung unterstützt. Wir zeigen: Holz wirkt sich positiv auf die Gesundheit aus.

Titelbild

Installation
„Home Urban Home“
in Madrid, MYCC Architects
Zuschnitt
ISSN 1608-9642
Zuschnitt 83
ISBN 978-3-902926-44-9

www.zuschnitt.at

Zuschnitt erscheint viertel-jährlich, Auflage 11.500 Stk.
Einzelheft EURO 8
Preis inkl. USt., exkl. Versand

Impressum

Medieninhaber und
Herausgeber
proHolz Austria
Arbeitsgemeinschaft der
österreichischen Holzwirt-schaft zur Förderung der
Anwendung von Holz
Obmann Richard Stralz
Geschäftsführer
Georg Binder
Projektleitung Zuschnitt
Kurt Zweifel
A-1030 Wien
Am Heumarkt 12
T +43 (0)1/712 04 74
info@proholz.at
www.proholz.at

Copyright 2021 bei proHolz
Austria und den AutorInnen
Die Zeitschrift und alle in
ihr enthaltenen Beiträge
und Abbildungen sind
urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwendung außerhalb
der Grenzen des Urheber-
rechts ist ohne Zustimmung
des Herausgebers unzulässig
und strafbar. In Bayern
erscheint der Zuschnitt in
Kooperation mit proHolz
Bayern.

Offenlegung nach § 25
Mediengesetz
Arbeitsgemeinschaft der
österreichischen Holzwirt-schaft nach Wirtschafts-kammergesetz (WKG § 16)

Ordentliche Mitglieder
Fachverband der Holz-industrie Österreichs
Bundesgremium des Holz-und Baustoffhandels

Fördernde Mitglieder
Präsidentenkonferenz der
Landwirtschaftskammern
Österreichs
Bundesinnung der Zimmer-meister, der Tischler und
andere Interessenverbände
der Holzwirtschaft

Editorialboard
Alberto Alessi, Zürich
Katharina Bayer, Wien
Reinhard Gassner, Schöns
Wolfgang Pauser, Wien
Arno Ritter, Innsbruck

Redaktionsteam
Christina Simmel (Leitung)
Linda Lackner
(Assistenz)
Kurt Zweifel
redaktion@zuschnitt.at

Lektorat
Esther Pirchner, Innsbruck
Gestaltung
Atelier Andrea Gassner,
Feldkirch; Reinhard Gassner,
Marcel Bachmann

Druck
Print Alliance, Bad Vöslau
gesetzt in Foundry Journal
auf GardaPat 13 Kiara

Bestellung/Aboverwaltung
proHolz Austria
info@proholz.at
T +43 (0)1/712 04 74
shop.proholz.at

Fotografien

Rubén P. Bescós s. 1
paul ott fotografiert s. 2
proHolz Holzspektrum s. 5
Aleksandar Nakic s. 8
Shutterbas / Can Stock Photo
Inc. s. 10
Hüttendorf Maria Alm s. 11 o.
Yadid Levy / Alamy S. s. 11 u.
Mühlbauer s. 12
Wien Museum s. 13 li.
Marianna Moosbrugger s. 13 re.
Reinhard Nöhammer /
www.dekorationsmalerei.at s. 16
Hertha Hurnaus s. 17
Hans Avontuur / Vorarlberg
Tourismus s. 20 – 21
Naef Spiele, Schweiz s. 22, 23
@slavictravels s. 25
Corita Art Center, Immaculate
Heart Community, Los Angeles
s. 28



PEFC zertifiziert

Dieses Produkt
stammt aus
nachhaltig
bewirtschafteten
Wäldern und
kontrollierten Quellen

www.pefc.at

SEITE 12 – 13
Im Dazwischen Formgeber
aus Holz
Text Renate Breuß
SEITE 14 – 15
**Wie kommt eigentlich das
viele Holz in die Sprache?**
Text Janna Schönherr und
Beatrix Schönherr

SEITE 16 – 17
Der Maserboy Impressionen
zum Thema Fake-Holz einst
und heute
Text Gabriele Kaiser
SEITE 18 – 19
Holz, Holz, Holz überall
Mengenströme, Verarbei-
tungswege und Verwen-
dungsmöglichkeiten von
Holz
Text Christina Simmel

SEITE 20 – 21
Holztransport
Text Tex Rubinowitz
SEITE 22 – 23
Die Welt mit Holz entdecken
Spielzeug aus Holz
Text Linda Lackner
SEITE 24 – 25
Baumraum Symbolik und
Wahrnehmung von Bäumen
im Alltag
Text Albert Kirchengast

SEITE 26 – 27
Wald – Holz – Klima
Wirtschaftsfaktor Wald
und Holz
Text Christina Simmel
SEITE 28
Holz(an)stoß
Corita Kent
Text Stefan Tasch

Editorial

Christina Simmel

Seit je sind sich Mensch und Holz nah. Der Umgang mit Holz ist eine Konstante in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Ihre Kulturen haben sich durch die Nutzung dieser Ressource als Brenn-, Bau- und Werkstoff geformt. Sehr früh machten sich Menschen das Holz zu eigen. Die bislang älteste archäologisch nachgewiesene Verwendung von Holzgeräten reicht 400.000 Jahre zurück. Wie eindringlich das tägliche Leben durch den Werkstoff Holz geprägt war, zeigt beispielsweise der Fund des Mannes aus dem Eis. Bei der 1991 in den Ötztaler Alpen gefundenen Mumie wurden Gegenstände aus 17 verschiedenen Hölzern geborgen, jedes nach seinem Zweck sorgfältig ausgewählt.

Auch heute begleitet Holz unseren Alltag, denn Holz kann vieles sein: ein Brettchen beim Frühstück, ein Bleistift für eine schnelle Notiz oder schlicht der Boden unter unseren Füßen. Alles das scheint selbstverständlich. In der stillen Präsenz dieser Dinge und in deren alltäglicher Anwendung vergessen wir bloß, welches Material wir in Gebrauch haben. In diesem Zuschnitt nehmen wir bewusst in den Blick, wo uns Holz begegnet. Wir beleuchten, was Holz ist und was Holz sein kann, obwohl es nicht danach aussieht. Wir decken auf, wo wir Holz aus Gewohnheit nicht mehr wahrnehmen oder gar nicht erst vermuten. Wir klären auf, was ein Maserboy mit Fake-Holz zu tun hat und in welcher Form Holz besonders kleidsam ist. Wussten Sie, dass der nachwachsende Rohstoff auch täglich auf unserem Speiseplan steht? Neben diesen „trendigen“ Themen widmen wir uns auch in einer tiefgründigen Auseinandersetzung der Symbolik von Bäumen für unseren Alltag und klären, was die Alltagswahrnehmung von Holz mit dem „gesellschaftlichen Charakter des Materials“ zu tun hat und wie Holz lehrt, die Sinne zu schärfen und die Welt zu entdecken. Allem voran steht in diesem Zuschnitt jedenfalls die Frage: Täglich Holz, oder was?

Atlas Mehrgeschossiger Holzbau

Der Atlas Mehrgeschossiger Holzbau aus dem DETAIL-Verlag in komplett überarbeiteter und erweiterter Form liegt nun in 3. Auflage vor. Auf 312 Seiten werden die wesentlichen Fachkenntnisse zum Bauen mit Holz vermittelt: vom Entwurf über die Vorfertigung bis hin zur Fügung vor Ort. Anhand detaillierter Projektbeispiele werden effiziente, wirtschaftliche und gestalterisch ansprechende Lösungen gezeigt, ebenso werden die Erfordernisse des integralen Planungs- und Bauprozesses im Holzbau verdeutlicht.

Atlas Mehrgeschossiger Holzbau

Hermann Kaufmann, Stefan Krötsch, Stefan Winter
DETAIL Business Information GmbH,
München 2021, 3. Auflage
Erscheinungstermin: November 2021
Verkaufspreis: 120 Euro plus Versandkosten
Zu bestellen unter: shop.proholz.at



Wolfgang Pauser

Der Fisch bemerkt, dass es Wasser überhaupt gibt, erst in der Luft. Dem Angler verdankt er das erste und zugleich letzte Begreifen seiner Welt. Ähnlich ging es wohl in alten Zeiten jenen Menschen, die in einem Blockhaus im Wald wohnten. Wenn nicht nur das gesamte Haus, sondern auch beinahe alle Gebrauchsdinge aus Holz sind, hat dieses Material wenig Unterscheidungskraft und Bedeutung.

Die frühen Tempel der griechischen Antike waren aus Holz. Aristoteles verwendete Hyle, das Wort für Holz, als abstrakten Allgemeinbegriff für Materie im Gegensatz zu Form. Holz galt als Stoff, der von Technik und Arbeit geformt wird. Als Rohstoff für alles Menschengemachte. Wo alles hölzern ist, ergibt es wenig Sinn, Holz von anderen Materialien zu unterscheiden – der Allgemeinstoff wird zum Stoff im Allgemeinen, zur Materie schlechthin. Das universelle Material Holz hatte so wenig eigene Bedeutung, dass seine Umdeutung zur abstrakten Materie sinnvoll erschien. In einer Menschenwelt aus Holz ist dieses fast überall sichtbar. Doch gerade die Inflation an Sichtbarkeit lässt seinen Wert für die Anschauung sinken. Das allzu Alltägliche wird von der Aufmerksamkeit übergangen, sinkt unter die Wahrnehmungsschwelle, wird so selbstverständlich, dass es nicht der Rede wert ist. Das Allgemeine ist nicht bemerkenswert und lohnt kein Bestaunen. Die Beziehung des Menschen zum Holz richtete sich damals auf den daraus geformten Gegenstand und nicht auf dessen Material. Allholz ist kein Holz, könnte man verkürzend sagen oder auch: Übersehenes Holz ist gewissermaßen unsichtbar. In sprachloser Stille ist es im Alltag permanent präsent.

Seit der industriellen Revolution bekam das alte Universalmaterial immer mehr Konkurrenz. Metall, Porzellan und Glas etablierten sich zunehmend auch in der Dingwelt ärmerer Schichten. So wurde Holz von etwas Allgemeinem zu etwas Speziellem, vom Inbegriff der Materie zum für eine Verwendung wählbaren Material, zu einem besonderen, bestimmten Rohstoff für etwas. Dieser Begriff von Holz ist bis heute, neben einigen anderen, noch in Gebrauch. Am Höhepunkt des Plastikzeitalters wurde Holz aus dem Alltag verdrängt. Kunststoff sollte der neue Universalstoff alles Künstlichen werden, Möbel, Spielzeug und Utensilien aller Art bewiesen Modernität. Holz wurde durch bunte Lackierung, aber auch in Resopal-Pressspanplatten unsichtbar gemacht.

Doch die Holz-Scham währte nicht lange. Der mit technoid-künstlichem Design gefeierte Fortschrittsglaube der 1970er Jahre provozierte einen Kulturbuch. Die ersten Grünen und „Alternativen“ wandten sich dem „Natürlichen“ zu. Nichts hätte sich besser geeignet, diese revolutionäre Gesinnung zu demonstrieren, als das Holz. Gerade erst verschwunden, feierte es seine stolze Wiederauferstehung in einer politischen, kapitalismuskritischen, technikfeindlichen und antiurbanen Mission. Nun ging es um die Sichtbarkeit, und zwar um die gesteigerte Sichtbarkeit eines Zur-Schau-Stellens des Holzes als Holz, mit selbstreflexiver Performanz.

Hier gelang dem Astloch eine späte Karriere. Seit je unterprivilegiert und peinlich hinter Furnier verborgen, wurde es nun Beweis und Zeichen für die Wertschätzung des Ursprünglichen, Authentischen, Rohen und Unbehandelten. Menschliche Arbeit und Technik sollten dem die Natur repräsentierenden Material möglichst wenig Form und Glätte aufzwingen. In hellem Fichtenholz kamen die dunklen Astlöcher mit dem höchsten Kontrast zur gesinnungsträchtigen Erscheinung.

Neben die traditionelle Betrachtungsweise des Holzes als Stoff mit Form rückte damit dessen Oberfläche ins Zentrum des Interesses. Immer schon hatte jedes hölzerne Ding eine Oberfläche gehabt. Lackierungen hatten diese mitunter unsichtbar gemacht. Furniere hatten seine rohe Oberfläche mittels einer edleren Holzoberfläche verdeckt, dabei aber das Material aufgewertet und bewundernde Blicke auf die kultivierte Außenschicht gezogen. Erst als die „natürliche“ Oberfläche von einer stummen übersehenen zu einer sprechenden, ikonisch plakativen und agitativen wurde, gewann sie jene Eigenständigkeit, die sie vom Material ablösbar machte. Seither ist Holz zu einem Medium geworden, das uns Mythen erzählt, Werte vermittelt, Imaginationen des Natürlichen versinnbildlicht und nicht zuletzt eine grüne Utopie der Weltrettung verheißt.

Umgeben von Holzimitat-Laminat-Böden und Pressspanmöbeln in Holzoptik-Dekor sehnt sich der postmoderne Mensch nach spurlosem Dasein in einer regenerativen Umwelt. Woraus könnte seine künftige Alltagswelt bestehen, wenn nicht aus Holz? Zahnbürsten, Teller, Becher, Dosen, Lampen, Küchenutensilien und Bestecke, Fahrräder, alle Bauwerke, Brücken, ja sogar Automobile gab es aus Holz und wird es wohl wieder geben – freilich begleitet von recycelten Materialien, solange es noch welche gibt. Irgendwann könnte Holz im Alltag wieder so allgegenwärtig sein, wie es einst war. Und so unsichtbar, weil wir es wieder übersehen werden. Wer ein neues Auto bestaunt, sagt ja auch nicht: „Oh, es ist aus Materie!“

Wolfgang Pauser

ist als Konzeptionist, Autor und Berater spezialisiert auf kulturwissenschaftliche Produkt- und Markenanalysen.

www.pauser.cc



Alberto Alessi

Leichtigkeit, Schnelligkeit, Genauigkeit, Anschaulichkeit, Vielschichtigkeit, Beständigkeit: 1984 schlug Italo Calvino diese sechs Eigenschaften als jene vor, die ihm für das erfolgreiche Bestreiten des nächsten Jahrtausends bedeutsam schienen. Mehrere davon treffen auf ein Stück Holz zu. Wer hat nicht schon einmal die Leichtigkeit erfahren, mit der Holz einfach genutzt werden oder durch wenige Handgriffe bearbeitet werden kann, um ein Alltagsproblem zu lösen? Ein Ast dient als Spazierstock oder als Spieß für das Grillen am Lagerfeuer, das Stück eines Baumstamms erlaubt als Sitzgelegenheit eine kurze Rast und ein einfaches Holzstück stoppt, zu einem Keil reduziert, eine Tür.

Holz ist ein intelligentes Material, jenseits technologischer Entwicklungen, von Natur aus. Es war und ist ein Protagonist der Menschheitsgeschichte, unseres Alltags. Zum Beweis hier eine kurze, nicht erschöpfende Auflistung hölzerner Dinge in meiner Zürcher Wohnung: Haustür, Türen zu allen Zimmern, Fenster, Fensterbänke, Parkettboden, Trennwand, diverse Möbelstücke, Tische, Stühle, Hocker, Schaukelstuhl, Schreibtisch, Bett, Garderobe, Kleiderbügel, Bilderrahmen, eine Statue, afrikanische Masken, eine senegalesische Skulptur, Schneiderpuppe, mehrere Schachteln, Zollstock, Griffe für Hämmer und anderes Werkzeug, Schlüsselanhänger, Klavier, Geige, Gitarre, Bleistifte, Teller, Schneidebretter, Salatbesteck, Salatschüsseln und Obstschalen, ein Messerblock, Untersetzer, Korken, Zahnstocher, Streichhölzer, Pfeifen, ein Nussknacker aus dem Erzgebirge, eine Pinocchio-Figur, Miniaturhäuser, verschiedenste Brettspiele, Zahnbürsten, ein Kamm, ein orientalischer Regenschirm, Schmuck, Holzschuhe, Bücher, ...

Holz ist daher ein Substantiv im Singular und im Plural zugleich. Dieses Wort beschreibt ein Material mit unterschiedlichen Stimmungen, das auf den Wechsel der Jahreszeiten reagiert, dessen Metamorphosen mit der Zeit gehen, dem menschlichen Bedürfnis folgend. Holz ist demokratisch, es kann von jedem bearbeitet und bewohnt werden, seit Anbeginn der Zeit. Von der biblischen Sintflut bis zur göttlichen Erlösung, vom Blasrohr bis zur Stadt.

Alberto Alessi

Architekt, freier Kurator und Kritiker, lebt in Zürich

Genesis

Genesis 6:14–16

Mach dir eine Arche aus Zypressenholz! Statte sie mit Kammern aus und dichte sie innen und außen mit Pech ab! So sollst du die Arche bauen: dreihundert Ellen lang, fünfzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch. Mach der Arche ein Dach und hebe es genau um eine Elle nach oben an! Den Eingang der Arche bring an der Seite an! Richte ein unteres, ein zweites und ein drittes Stockwerk ein!

Pinocchio

Carlo Collodi, 1883

Es war einmal – ein Stück Holz. Es war kein besonderes Holz, sondern nur ein einfaches langes Holzscheit, wie man es winters in den Kamin wirft, damit es den Menschen Wärme gibt. [...] „Du kommst mir gerade recht. Ich will ein Tischbein aus dir machen.“ Gesagt, getan. Er holte die Axt und schärfte sie, damit er die Rinde recht sauber abschälen könne; sie kam ihm sehr fest vor. Meister Kirsche hob die Axt und wollte gerade zuhauen, da blieb ihm der Arm vor Schreck in der Luft stehen. Denn er hörte ein fiepsfeines Stimmchen flehentlich bitten: „Hau mich nicht!“ [...]

„Woher ist bloß das Stimmchen gekommen? Hier ist ja keine Menschenseele. Aber es hat doch ‚Au‘ gerufen. Sollte etwa dieses Stück Holz weinen und jammern wie ein Kind? Das kann ich nicht glauben. Anton, sieh es dir einmal ruhig an: es ist ein Stück Holz wie alle anderen. Man kann es ins Feuer werfen und eine Bohnensuppe darauf kochen. Oder ... sollte jemand darin stecken?“

Charlotte Birnbaum (Übersetzung), München 2009, S. 11 – 13

Zehn Bücher über Architektur

Vitruv, 19 v. Chr.

Das Bauholz muß gefällt werden von Anfang des Herbstes bis zu der Zeit unmittelbar, ehe der Favonius (Westwind) zu wehen beginnt. Denn im Frühling werden alle Bäume (gleichsam) schwanger und geben alle ihnen eigenthümlichen guten Eigenschaften an das Laub und die jährlich wiederkehrenden Früchte ab. [...] Die Bäume aber haben von einander abweichende und unähnliche Eigenschaften, wie die Eiche, die Ulme, die Pappel, die Zypresse, die Tanne und die übrigen, welche besonders für Bauten geeignet sind.

Franz Reber (Übersetzung), Stuttgart 1865, S. 62 und 64

Robinson Crusoe

Daniel Defoe, 1719

Ich begann sodann mir diejenigen Gegenstände anzufertigen, die mir die notwendigsten schienen, nämlich vor Allem einen Tisch und einen Stuhl, da ich ohne diese nicht einmal die geringe Behaglichkeit, die mir auf der Welt geboten war, zu genießen vermocht haben würde. Denn ohne Tisch hätte ich weder schreiben, noch essen, noch andere dergleichen Geschäfte mit einiger Bequemlichkeit vornehmen können.

Hierbei kann ich nicht umhin zu bemerken, daß, da die Vernunft die Wurzel und der Ursprung der Mathematik ist, Jedermann durch vernünftige Berechnung und Ausmessung der Dinge binnen kurzer Zeit ein Meister in allen mechanischen Künsten zu werden vermag. Ich hatte in meinem früheren Leben niemals Handwerkszeug zwischen den Fingern gehabt, und trotzdem erkannte ich

jetzt bald, daß es mir durch Arbeit, Ausdauer und Eifer möglich sein würde, Alles, was ich brauchte, wenn ich nur das nöthige Geräthe gehabt hätte, selbst anzufertigen. Indeß machte ich eine Menge Dinge auch ohne Handwerkszeug. Einige lediglich mit Hobel und Hackbeil, und zwar waren das Gegenstände, die wohl nie früher auf solche Art gefertigt waren. Zum Beispiel, wenn ich ein Brett nöthig hatte, blieb mir Nichts übrig, als einen Baum zu fällen und ihn mit der Axt von beiden Seiten so lange zu behauen, bis er dünn wie ein Brett war, worauf ich ihn dann mit dem Hobel glättete. [...]

Zunächst machte ich mir aus den kurzen Latten, die ich auf meinem Floße aus dem Schiffe geholt hatte, Tisch und Stuhl.

Karl Altmüller (Übersetzung), Leipzig 1869, S. 72 – 73

Lob des Schattens

Tanizaki Jun'ichirō, 1933

Der Besitzer des Kairaku-en hat eine Abneigung dagegen, Badewannen und Waschgelegenheiten mit Fliesen auszulegen, und er hält die Badezimmer für die Gäste in reiner Holzausstattung; aber es braucht nicht gesagt werden, daß von der Wirtschaftlichkeit und vom praktischen Gebrauch her Fliesen unendlich überlegen sind. Braucht man allerdings für die Decke, die Pfeiler, die Täfelung ein schönes japanisches Holz und legt man nur einen Teil mit jenen grellen Fliesen aus, so harmonisiert das sehr schlecht miteinander. Solange der Raum neu ist, mag es noch angehen. Aber wenn nach Jahren die geschmackvolle Maserung auf Brettern und Pfeilern hervortritt und nur die Fliesen weiß glitzern und gleißen, so sieht es wirklich aus, als habe man Holz zu Bambus gefügt [d. h. Unvereinbares miteinander verbunden; Anm. d. Übers.].

Eduard Klopfenstein (Übersetzung), Zürich 1990, S. 12 – 13

Mythen des Alltags

Roland Barthes, 1957

Die Verbürgerlichung des Spielzeugs läßt sich nicht nur an seinen – völlig funktionalen – Formen erkennen, sondern auch an seinem Material. Die üblichen Spielsachen sind aus einer kargen Materie, Produkte einer Chemie, nicht einer Natur. Viele sind heute aus komplizierten Pasten geformt; Kunststoff sieht ebenso plump wie hygienisch aus, mit ihm erlischt das Angenehme, Sanfte, Menschliche der Berührung. Ein bestürzendes Zeichen ist das fortschreitende Verschwinden von Holz, ein Stoff, der wegen seiner Festigkeit und seiner Zartheit, der natürlichen Wärme bei der Berührung ideal ist. Holz behält jede Form, die man ihm gibt, vermeidet Verletzungen durch scharfe Kanten, die chemische Kälte des Metalls; wenn das Kind mit ihm hantiert und gegen es stößt, zittert und quietscht es nicht, es gibt einen satten und zugleich klaren Ton von sich.

Horst Brühmann (Übersetzung), Berlin 2010, S. 75 – 76



Träume von Räumen

Georges Perec, 1974

Das Studierzimmer ist ein Möbelstück, das auf dem Fliesenboden einer Kathedrale steht. Es befindet sich auf einem erhöhten Platz, zu dem man über drei Stufen gelangt, und enthält hauptsächlich sechs Regale voller Bücher und verschiedener Gegenstände (vor allem Dosen und Vasen) und eine Arbeitsfläche, auf deren ebenem Teil sich zwei Bücher, ein Tintenfaß und eine Feder befinden, auf dem schrägen Teil das Buch, in dem der Heilige gerade liest. All seine Elemente sind starr, das heißt, sie bilden das eigentliche Möbelstück, aber auf dem erhöhten Platz steht auch ein Stuhl, auf dem der Heilige sitzt, und daneben eine Truhe. [...] Der ganze Raum ist um dieses Möbelstück herum gestaltet (und das Möbelstück wiederum ist um das Buch herum gestaltet): die eisige Architektur der Kirche (die Kältheit des Fliesenbodens, die Feindseligkeit der Pfeiler) heben sich auf: Ihre Perspektiven und ihre Senkrechten begrenzen nun nicht mehr allein den Ort eines unaussprechlichen Glaubens; sie sind nur noch da, um dem Möbelstück seine Rangordnung zu geben, ihm zu ermöglichen, eine Verbindung herzustellen, sich in den Rahmen einzufügen: Im Zentrum des Unbewohnbaren beschreibt das Möbelstück einen domestizierten Raum, den die Katzen, die Bücher und die Menschen in aller Gelassenheit bewohnen.

Eugen Helmlé (Übersetzung), Bremen 1990, S. 108–110

Wissenschaftliche Selbstbiografie

Aldo Rossi, 1981

Ich möchte jedoch eine Aussage Mazzariols in Erinnerung rufen, der von einem „prämonumentalen“ Venedig spricht, von einem Venedig, das noch nicht das Weiss der Steine Sansovinos und Palladios ist. Das Venedig Carpaccios, so wie ich es mit seinen Lichtern der Innenräume sehe, aus Holz, wie in gewissen holländischen Interieurs, die an Schiffe erinnern und die Nähe des Meeres spüren lassen. Dieses Venedig aus Holz war auch stärker mit dem Podelta und mit den Brücken verbunden, die die Kanäle überqueren und von denen der Ponte dell'Accademica eine bessere Vorstellung vermittelt als die Rialto-Brücke, auch wenn der aus dem 19. Jahrhundert stammt.

Heinrich Helfenstein (Übersetzung), Zürich 2014, S. 128–129

Der Tempel aus Holz

Italo Calvino, 1990

Was uns der Tempel aus Holz lehren kann, ist dies: Der einzige Weg, in die Dimension der fortdauernden, einen und unendlichen Zeit einzutreten, führt durch ihr Gegenteil, die Fortdauer des pflanzlichen Lebens, die fragmentierte und vielfache Zeit dessen, was sich abwechselte, ausgesät wird, aufkeimt und dann verdorrt oder verfällt. [...] Der Tempel aus Holz erreicht seine höchste Vollendung, je karger und schmuckloser der Raum ist, in dem er uns empfängt, denn es genügt das Material, aus dem er gebaut ist, und die Leichtigkeit, mit der man ihn zerlegen und wieder genauso zusammenbauen kann, um zu beweisen, daß alle Teile des Universums eins nach dem anderen zerfallen können und trotzdem was bleibt.

in: Gesammelter Sand, Burkhart Kroeber (Übersetzung), München 1995, S. 184 f.

Lexikon der verlorenen Dinge

Francesco Guccini, 2012

Il cioccaballe – das Blasrohr. Die Herstellung erforderte ein gewisses Maß an Geschick. Man nahm einen geraden Holunderzweig (nur dort natürlich, wo die Holunderbäume wachsen), zehn bis zwölf Zentimeter lang und etwa zwei Zentimeter dick. Mit einem speziellen spitzen Werkzeug wurde das gesamte Mark, das bei Holunderbeeren zart ist und sich leicht durchstechen lässt, entfernt. Das Ergebnis war eine Art Blasrohr mit einem Kern, der im Durchmesser etwas größer war als eine Zigarette. Die Stängel wurden dann so lange gekaut, bis eine kleine Kugel entstand, die in das Rohr eingeführt und an einem Ende mit einem Stock, einem Stößel, meist aus abgelagertem Kastanienholz, der etwas kürzer als das Blasrohr ist, eingedrückt wurde.

Mailand 2012, S. 28 [Übersetzung Alberto Alessi]

Der unsichtbare Begleiter Über die langsame Sichtbarwerdung von Holz in der Gesellschaft

Klaus-Jürgen Bauer

„Glücklich, der den Tisch als Holz sehen kann, den Tisch als Holz fühlen kann – der das Holz des Tisches sieht, ohne dabei den Tisch zu sehen, und sei es nur für einen Moment im Leben. Danach wird er ‚wissen‘, was ein Tisch ist, aber er wird sein ganzes Leben lang nicht vergessen, daß er Holz ist. Und er wird dann den Tisch, den Tisch als Tisch noch mehr lieben.“

Fernando Pessoa

Die Bestürzung ist jedes Mal aufs Neue groß: „Solch nette Nachbarn! Immer haben sie so freundlich begrüßt! Wir haben nichts gewusst.“ Oder auch: „Wir haben es ihnen nicht angesehen.“ Solche Sätze liest man regelmäßig nach spektakulären Kriminalfällen: Wir haben es ihnen nicht angesehen. Das bedeutet auch: Wir haben sie nicht gesehen, nicht wahrgenommen, uns nicht bewusst mit ihnen auseinandergesetzt. Nicht nur das Zusammenleben von Menschen, sondern auch die Welt der Dinge ist von diesen Aspekten der Nicht-Wahrnehmung geprägt. Die Psychologie spricht vom Prinzip der selektiven Wahrnehmung und meint damit, dass die Wahrnehmung durch begrenzte, unterschiedliche oder einseitige Aufmerksamkeit eingeschränkt ist. Die Kommunikationswissenschaft wiederum spricht von einer selektiven Wahrnehmung, wenn die von einem Absender versandten Nachrichten vom Empfänger zu weniger als 100 Prozent wahrgenommen werden. Es bedeutet, dass nur ein kleiner Teil der Reize ankommt: Der Rest bleibt unsichtbar, unter der Wahrnehmungsschwelle.

Die neurologische Tatsache der selektiven Wahrnehmung sichert nicht weniger als unser Überleben. Eingebaute WahrnehmungsfILTER sorgen bei uns Menschen dafür, dass die tatsächlich wahrgenommenen Informationen stets geringer sind als die angebotenen. Was wir jeweils aufnehmen, hängt von sozialen Faktoren ab: unseren Bedürfnissen, unseren Erfahrungen, unseren Interessen.

Wie die zwischenmenschlichen Aspekte, so nehmen wir auch Himmel, Stein, Erde oder Holz selektiv wahr: Wir denken nicht permanent reflektierend an diese uns ständig umgebenden Dinge, sondern wir beschäftigen uns – wenn es denn sein muss – selektiv damit. Wir schreiben Dingen Eigenschaften zu. Diese selektiv zu- und wegschaltbaren Eigenschaften der dinglichen Welt machen einen wesentlichen Bestandteil unserer menschlichen Kultur aus. Bereits das Mittelalter kannte – und bekämpfte über die Deutungsanstalten der Klöster – den Begriff der Dingbedeutsamkeit oder Dingbeseelung. Es geht dabei um die Annahme, dass Gegenstände – Dinge – über ihre materielle Beschaffenheit und Funktion hinaus symbolische Inhalte vermitteln können. Das romantische Zeitalter verwendete solche Denkmuster in seinen Märchentheorien. Im Zentrum der neuerlichen Dingbeseelung des frühen 19. Jahrhunderts aber stand Goethe. Goethes Wahrnehmung der beseelten Natur kam also nicht aus dem Nichts, sondern sattelte auf eine jahrhundertealte, aber zeitweilig vergessene Denktradition auf. Goethe spürte in jeder Quelle eine Nymphe auf und jeder Baum war die Immanation eines Waldgeistes. Diese Tradition setzt sich bis in die heutige Zeit fort, zum Beispiel bei den sich auf Goethe berufenden Anthroposophen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine



Gegenbewegung ein. Der Dichter Heinrich Heine etwa beklagte in seinem späromantischen Gedicht „Waldeinsamkeit“ aus dem Jahr 1851 die Entseelung der dinglichen Welt:

„Der Himmel ist öde, ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.“

Erst im 20. Jahrhundert tauchte die Theorie über Dingbeseelung wieder auf, etwa in der Ergologie, der Wissenschaft von den materiellen und technischen Erzeugnissen menschlicher Kultur. Der Museologe Leopold Schmidt sprach im Jahr 1952 von einer „Stoff- und Gestaltheiligkeit“, die etwa für mythologisch aufgeladene Gegenstände der bäuerlichen Kultur festzustellen sei. Wenn also ein bestimmter kultischer Gegenstand früher aus Blei gefertigt wurde, dann sei dem Werkstoff Blei in solch einem Fall eben Stoffheiligkeit zu attestieren. Damit könne die besondere magische Bedeutung ausgedrückt werden, die Blei zugesprochen wurde.

Zwischen den Dingen

Wir pendeln also, wenn wir die Welt der Dinge beschreiben wollen – zum Beispiel den Stellenwert von Holz in unserem Alltag – ständig zwischen diesen beiden Extremen hin und her. Nichtwahrnehmung auf der einen Seite, kulturelle Überhöhung bis hin zu einer animistischen Stoffheiligkeit, die Holz sogar in manchen Fachzeitschriften zugeschrieben wird, auf der anderen Seite. Wenn wir also einen Mittelweg suchen wollten: Wo können wir Holz in unserem Alltag erleben? Und wie ist der kulturelle, der kulturhistorische Kontext von Holz in unserer Gesellschaft? Beginnen wir unsere Betrachtung mit Bereichen, die sich normalerweise unterhalb der Wahrnehmungsschwelle befinden. Die Sprache ist hier verräterisch. Fuhr man in früheren Zeiten im Zug und hatte nicht viel Geld, dann reiste man in der sogenannten Holzklasse.

Holz war eben die normalste Sache der Welt. Holz war überall und allgegenwärtig und daher oft unterhalb der Wahrnehmungsschwelle. Holzbauten prägten jahrhundertlang das Bauen in Österreich, durchaus auch außerhalb der heute notorisch für ihre Holzbaukultur bekannten Regionen. Holzbau war so allgegenwärtig, dass das Material einfach nicht gesehen wurde. Wie gewöhnlich der Holzbau war, zeigt uns ein mittelalterliches Sprachdokument, die Fahrnis. Die Fahrnis bezeichnete im Gegensatz zu unbeweglichen Sachen – Immobilien – bewegliche Gegenstände, also Mobilien, an denen ein Sachenrecht besteht. Beweglich zu sein, ist also die wesentliche Eigenschaft einer Sache, die als Fahrnis bezeichnet wurde. Sogar Fische in einem Teich oder das Wild im Wald wurden in bestimmten Rechtsord-



nungen erst dann zur beweglichen Sache, wenn sie gefangen oder erlegt waren. Unter Fahrnis verzeichnen alte Texte „Golt, silber, edel gesteine, vie, ros und allez, daz man triben und tragen mag“, also Gold, Silber, Edelsteine, Vieh, Rösser und alles, das man treiben und tragen kann. Im römischen Recht galten auch Sklaven als Fahrnis. Zur Fahrnis gehörten aber auch – und nur das ist hier von Interesse – Holzhäuser. Holzgebäude waren nach dem mittelalterlichen Recht nämlich nicht mit dem Boden verbunden. Man sagte, sie waren nicht „niet- und nagelfest“. Für Holzhäuser galt daher der Grundsatz:

„Was die Fackel zehrt, ist Fahrnis.“

Das Fahrnisrecht ließ jenen, die Holzhäuser besaßen, große Freiheiten. Wir wissen aus der Bauforschung, dass mittelalterliche und frühneuzeitliche Holzhäuser im Alpenraum meist mehr als einmal ihren Standort gewechselt haben. An diese Flexibilität des Holzbaus sollten wir uns durchaus wieder erinnern. Vielleicht ist diese besondere Rechtsstellung des Holzbaus dafür verantwortlich, dass Holz kulturell lange unterhalb der Wahrnehmungsschwellen existierte. Wenn wir historische Fotografien bedeutender historischer Gebäude betrachten, werden wir überraschend oft in den kulturhistorisch wichtigen Festsälen einfache Brettellböden aus Weichholz sehen können. Diese Dielenböden sind die älteste Form des Holzbodens. Die dafür verwendeten massiven, breiten und lange Dielen waren durchschnittlich 4 cm stark und wurden meist ohne Nut und Feder auf Polsterhölzer gelegt. Sie waren meist aus Kiefer, Lärche, Fichte oder Tanne. Diese Dielen wurden per Hand aus der Mitte des Stamms gesägt, weil sich diese sogenannten Herzbretter weniger verziehen.



Dielen mit Breiten von bis zu einem Meter waren möglich und wurden meist direkt auf die Deckenbalken genagelt. Adolf Loos schrieb in seinem wesentlichen Text „Architektur“ aus dem Jahr 1909 über den Zimmermann, dass dieser einfach das Dach mache:

„Was für ein dach? Ein schönes oder ein häßliches? Er weiß es nicht. Das dach.“

Genauso schlicht und unsichtbar kann man sich vermutlich auch die früher allgegenwärtigen Dielenböden vorstellen. Was für ein Boden? Ein schöner oder ein hässlicher? Einfach ein Boden. Ein Boden aus Holz eben.

Holz bewegt

Hin und wieder aber können wir auch die Sichtbarwerdung dieses uns allgegenwärtig und daher unsichtbar gewordenen Holzes erleben. Im Rahmen des österreichischen Denkmaljahres 1974 erschien im Otto Müller Verlag das dreibändige Werk „Alte Holzbaukunst in Österreich“ von Otto Swoboda. Der Autor wurde mit diesem wesentlichen Werk zum „Achleitner des Holzbaus in Österreich“. Wie Friedrich Achleitner reiste auch er jahrzehntelang kreuz und quer durch die Lande, immer auf der Suche nach der unsichtbaren Fahrnis Holzbau. Der Holzbau wurde von Kunsthistorikern vernachlässigt und blieb deshalb unbekannt, obwohl die Zimmermannskunst seit dem späten Mittelalter das Bauen in den Städten, Märkten sowie auf dem Land wesentlich bestimmte. Dass es etwa in Österreich relevante Fachwerkbauten gab, wissen wir nur durch die Arbeit Swobodas. Zimmerleute zählten bis in die Zeit der Hochrenaissance hinein nicht nur zu den zahlreichsten, sondern auch zu den angesehensten Handwerkern Österreichs. Swobodas Publikationen zeigen Holzbauten aller Art, auch solche, die man bei uns kaum vermutet hätte. Leider ist heute vieles davon verschwunden. In allen Bundesländern sind davon nur noch Reste zu sehen. Heute wird – besonders im Westen – jede Menge Altholz für „authentische“ Holzchalets aufgeschnitten und verarbeitet. Der Bedarf ist gigantisch. Und in vielen architektonisch spektakulär gestalteten Neubauvillen werden die unscheinbaren Brettellböden früherer Zeiten zu „Schlossdielen“ nobilitiert. Es hat sich etwas verändert. Der Kreislauf des Holzes von der Unsichtbarkeit hin zur Stoffheiligkeit ist in Bewegung.

Klaus-Jürgen Bauer

geboren 1963 in Wien. Architekturstudium in Wien in der Meisterklasse Wilhelm Holzbauer. Er ist Architekt mit eigenem Büro in Eisenstadt, Kurator sowie Mitglied des Fachbeirats der big Art und des P.E.N. Er hält Vorträge im In- und Ausland und pflegt eine umfassende Publikationstätigkeit.



Renate Breuß

Kommt Holz formend zum Einsatz, ist von Holzmodellen wenig die Rede. Als Mittler zwischen Kopf und Hut, Fuß und Schuh gehören sie ins Reich traditioneller Handwerkstechniken. Hut- und Schuhmacherinnen und -macher arbeiten mit massiven Formhölzern, sie bauen ihr Stück rund um einen Leisten oder einen Kopfmodell auf. Im Lebensmittelbereich sind es Hohlformen, die einem Stück Butter, einem Laib Käse oder einem Gebäck die gewünschte Form geben. In Slowenien ist das Schnitzen von Negativformen für Honigbrote seit 2018 als immaterielles Kulturerbe gelistet. Kulturhistorisch interessant ist nicht nur das Wissen um diese Dinge, Erinnerungswürdig ist auch das Nebeneinander ganz ähnlicher Entwicklungen in den unterschiedlichsten Gewerken. Mit einem Model dazwischen.

Ein Beispiel aus der Käseherstellung ist der „Backsteiner“. In Form und Proportion gleicht der aus dem Raum Limburg stammende Weichkäse einem klassischen Backsteinziegel. Käse wie Ziegel sind von einer Holzform geprägt. In der niederösterreichischen Kartause Mauerbach wird diese traditionelle Technik des Ziegel-

machens noch handwerklich vermittelt, an Tagen des Denkmals öffentlich vorgeführt. Dabei wird eine Masse aus Lehm in hölzerne Formen geklatscht, gerüttelt und geschüttelt, herausgenommen und dann gebrannt. Sein käsiges Pendant wurde zum Abfließen der Molke in gelochte Holzformen gefüllt. Mit der Ausbreitung dieser Machart ist aus dem „Backsteiner“ dort und da ein Bach- oder Bachensteiner geworden, der Bezug zum Ziegel ist im Namen und in der Proportion verschwunden. Nicht nur beim Weichkäse, auch beim Hartkäse sind Holzformen und Holzeigenschaften herstellungsrelevant. Beim Versennen einer Milch zu Berg- oder Alpkäse kommt die Milch zum Absteigen über Nacht in Gebesen. Eine Gebse ist ein vom Küfer gemachtes flaches Gefäß aus Holz, im Alpenraum sind klassische Milchgebesen aus Fichtenholz. Dieses fördert das natürliche Vorreifen der Milch, die niedere und flache Form der Gebse das Abrahmen. Das Drücken und Pressen des handgeschöpften Käsebruchs in hölzerne Reifen bestimmte nicht nur Größe und Form des Käselaibs, das Holz half zudem beim Aufbauen eines gesunden Mikroklimas.



Wie Stuckateure mit Zuckerbäckern bildhauerisch verbandelt sind, zeigt ein Beispiel aus dem Bregenzerwald. Im neu eröffneten Barockbaumeistermuseum in Au ist das Schaffen einer Stuckateurfamilie dokumentiert. Deren Mitglieder waren mit den Bau-meistern u. a. im klösterlichen Kulturraum in der Schweiz tätig, wo sie im frühen 18. Jahrhundert noch mit Hohlformen aus Holz arbeiteten. Dabei wurden Druckmodel aus Hartholz in die noch geschmeidige Stuckmasse an Wand und Decke gepresst. Nach demselben Verfahren wurde in dieser Gegend eine unter dem Namen Springerle bekannte Anisbäckerei hergestellt. Dazu wird eine Masse aus Teig in einen handgeschnitzten und verzierten Model aus Holz gedrückt. Den Stuckateuren aus der Auer Familie Moosbrugger hat dieses feine Anisgebäck wohl gut geschmeckt, der technische Zugang war ihnen ohnehin von der eigenen Arbeit vertraut. So stellten sie, wohl mit Unterstützung ihrer Frauen, die Springerle fortan selbst her und verkauften sie, man staune, als „Moosbruggerli“ auf dem Markt. Im traditionsreichen „Berner Kochbuch“ sind sie unter diesem Namen noch überliefert. Im Museumsshop ist die handgemachte Spezialität wieder erhältlich, hergestellt wird sie von einer Bäuerin aus dem Dorf. Form und Bild verdankt das Gebäck einem handgeschnitzten Model aus Lindenholz, aber nicht nur. Geht der Teig nämlich nicht auf, ist auch das reliefartige Bild verloren. Die Herstellung ist eine heikle Sache, denn der aus Zucker, Eiern, Mehl und Anis gemachte Teig will gut gerührt und gewalkt sein, möchte dann 12 bis 24 Stunden in einer angenehmen Temperatur ohne Durchzug in Ruhe trocknen. Nur so bekomme das schöne Anisbrot sein markantes Füßchen.

Nah am Fuß ist auch der Maßschuh. Die Schuhmacherin Ina Rüb formt ihn mithilfe eines Leistens. Zuerst nimmt sie das Maß an den Füßen, misst Länge, Ballen, Fersen und Rist und macht einen Abdruck. Dann sucht sie aus einer Kollektion von Leistentypen das passende Modell aus, wählt zwischen runden, spitzen, schlanken, breiten, abgeflachten oder steilen Grundformen. In einer ersten Anprobe mit einem Probeschuh wird der Maßleisten geprüft und angepasst, sind letzte Änderungen in Form, Machart und Material möglich. Die Leisten stehen nach Fertigstellung der Schuhe in einem Regal, fein säuberlich mit Namen und Datum beschriftet,

für weitere Modelle parat. Mit Kunststoffleisten zu arbeiten, kann sich Ina Rüb nicht vorstellen, das Arbeiten mit einem „Holz“ sei ihr einfach lieber.

Das Hutmacherhandwerk, vereinzelt noch ausgeübt, war einst ein prominenter Geschäftszweig. In Zagreb gab es im späten 19. Jahrhundert an die fünfzig Hutmacher, heute sind es noch drei. In Wien ist der Hutmacher Mühlbauer eine Institution. Ausgangsmaterial für seine klassischen Woll- und Filzhüte ist der Hutstumpen. Dieser wird von Hand in feuchtem Zustand auf die Hutform aus Holz gezogen und darauf fixiert. Der geformte, noch feuchte Hut wird sodann getrocknet. Nach dem Trocknen hat der Hut seine Form und kann fertig genäht, „garniert“ werden. Als Zeugen und Mittler einer hochstehenden Hutkultur stehen die Holzmodel von nun an im Regal und warten auf neue Auftritte. Der holztechnische Wandel in der Herstellung hat auch hier Einzug gehalten. Heute werden die Blöcke großteils importiert und ragen an die herausragende Qualität der traditionellen, gedrechselten Holzformen nur schwer heran. Das so bearbeitete Holz dürfte die Feuchtigkeit des Hutstumpens besonders gut aufnehmen und wieder abgeben und so den entscheidenden Prozess des Formens positiv begleiten.

Es gäbe noch viele alltägliche Dinge mit Holz als mittelbarem Formgeber, das Stopfei, die Stricknadel, den Kleiderbügel. Für sie alle gilt: Die Artikulation liegt im Dazwischen. So oder so.

Renate Breuß

Studium der Kunstgeschichte, unterrichtet Kultur, Design und Wahrnehmung in Dornbirn an der FH Vorarlberg, arbeitet frei an den Schnittstellen Handwerk, Kochen und Kultur, Publikationen u. a. Das Maß im Kochen, Neuauflage 2019, Edition Löwenzahn.

Wie kommt eigentlich das viele Holz in die Sprache?

Zu einem Bewerbungsgespräch beispielsweise g

Janna Schönherr und Beatrix Schönherr

astrein vorbereitet, geben sich formell, aber nic

Holz begleitet den Menschen von der Wiege bis zur Bahre (bzw. zum Sarg), buchstäblich und metaphorisch. Denn Holz ist nicht nur ein Stoff, dem wir im Alltag häufig begegnen, sondern auch ein unauffälliger Begleiter im täglichen Gespräch. Ohne es zu bemerken, nutzen wir Sprichwörter und Redewendungen, die mit

Wer glaubt, dass sich diese Beispiele beliebig fortsetzen ließen, ist natürlich keineswegs auf dem Holzweg. Doch wie kommt eigentlich das viele Holz in die Sprache? Und warum verwenden wir im Alltag Redewendungen und Sprichwörter, von denen wir gar nicht mehr so genau wissen, woher sie kommen?

Haben Sie ein Brett vor dem Kopf, sehen den W

Holz, seiner Herkunft und Nutzung in Verbindung stehen. Dabei ist es natürlich wichtig zu wissen, was diese Redewendungen bedeuten. Denn wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus, und man möchte bestimmt nicht als ungehobelter Mensch erscheinen. Genauso unangenehm ist es natürlich, wenn sich

Wie fast alles in der Sprache sind auch Sprichwörter und Redewendungen, die sich mit ähnlichen Phänomenen unter dem Ausdruck „Phraseologismen“ (bzw. „feste Wortverbindungen“) zusammenfassen lassen, reine Konvention. Die Bedeutung einer Phrase oder eines Wortes hat meist keinen natürlichen Ursprung,

und beginnen zu zittern wie Espenlaub? Dann

jemand einen Ast lacht, weil man sich in der Wortwahl vergriffen hat. Da wirkt man dann schnell einmal wie ein Hinterwäldler. Bei der erfolgreichen Kommunikation geht es natürlich nicht nur um die Wortwahl, sondern auch um den richtigen Zeitpunkt und die richtige Verwendung von Wörtern und Phrasen. Zu einem

sondern beruht auf einer Vereinbarung zwischen den Sprechenden und Sprechern einer Sprache. Die Linguistik spricht hier von der „Arbitrarität“ (Beliebigkeit) der Wörter einer Sprache. So wäre theoretisch nichts dagegen einzuwenden, eine „Tasse“ plötzlich „Brett“ zu nennen. Da es aber allgemein anerkannt ist,

dass sich die Balken biegen! Raspeln Sie lieber

Bewerbungsgespräch beispielsweise gehen Sie am besten astrein vorbereitet, geben sich formell, aber nicht hölzern. Haben Sie ein Brett vor dem Kopf, sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht und beginnen zu zittern wie Espenlaub? Dann lügen Sie bloß nicht, dass sich die Balken biegen! Raspeln Sie lieber ein wenig Süßholz

dass eine Tasse ein Trinkgefäß mit Henkel ist und ein Brett ein glattes Stück Holz, verwenden wir, um erfolgreich zu kommunizieren, die Wörter, die in der Sprachgemeinschaft üblich sind. Gleich verhält es sich mit Phraseologismen: Irgendwann bürgert sich ein neuer Ausdruck ein und wird – wenn ihn immer mehr Menschen verwenden – in seiner neuen Bedeutung fest verankert. Man bezeichnet dieses Phänomen als „Sprachwandel“. Trotz der Beliebigkeit ist es kein Zufall, dass gerade Holz so viele Spuren in der Alltagssprache hinterlassen hat. Die erwähnten festen Wortverbindungen sind meist Metaphern, also bildhafte Ausdrücke. Indem man etwas Bekanntes auf einen anderen Bereich überträgt, erweitert man die Grenzen des Sagbaren. Manchmal wird damit nur eine Benennungslücke gefüllt, oft aber auch besondere Expressivität erzeugt. Der bildspendende Bereich, jener also, dem die metaphorischen Ausdrücke entnommen sind, muss sowohl vielen Menschen vertraut sein als auch besonders ausdrucksstarke Bilder erzeugen können. Beides trifft auf Holz zu. Der Mensch arbeitet schon lange mit diesem Material

klopfen auf Holz.

und klopfen auf Holz.

ehen Sie am besten

ht hölzern.

und übernahm im Lauf der Geschichte viele Wendungen aus dem bildspendenden Bereich „Holz“ in den Sprachgebrauch. Diese Phraseologismen bleiben uns auch dann noch erhalten, wenn wir ihren Ursprung nicht mehr erkennen. Viele wie die Phrase „wie Espenlaub zittern“ lassen sich einfach herleiten. Die Blätter der

Auch in der Jugendsprache kommt übrigens ein Phraseologismus im Zusammenhang mit Holz vor, der sich zumindest zeitweise großer Beliebtheit erfreute: „Weil Baum“ ist eine Antwort auf eine Frage, auf die man keine Antwort hat. Beispielsweise: „Warum hast du noch nicht aufgeräumt?“ – „Weil Baum.“ Ob sich diese

ald vor lauter Bäumen nicht

Espe (auch Zitterpappel genannt) bewegen sich schließlich schon beim leisesten Windhauch. Weniger einfach ist es, sich die Redewendung „auf dem Holzweg sein“ zusammenzureimen. Hier muss man etwas recherchieren, um zur richtigen Herleitung zu gelangen: Ein Holzweg ist ein Weg, der der Holzabfuhr dient; er entstand

„Universalantwort“ über längere Zeit halten kann, wird sich noch zeigen.

Beschäftigt man sich mit Phraseologismen und Wörtern, die mit Holz zusammenhängen, lernt man etwas über die Vergangenheit und natürlich darüber, wie sich Sprache verändert. Dabei haben

lügen Sie bloß nicht,

wahrscheinlich dadurch, dass Pferde die geschlagenen Holzstämme aus dem Wald herauszogen und dadurch eine Schneise ins Dickicht schlugen. Wer nun aber von außerhalb diesem Weg folgt, landet in einer Sackgasse. Andere Phraseologismen lassen sich auf Gegenstände zurückführen, die wir im Allgemeinen nicht

wir hier nur an der Oberfläche gekratzt: Es gibt noch viele weitere Wendungen, über die man etwas sagen könnte. Warum beispielsweise heißt ein Stammbaum „Stammbaum“?

Wenn man es sich einfach macht: Weil Baum.

ein wenig Süßholz und

mehr benutzen: „Einen Stein im Brett haben“ geht auf das Tricktrackspiel zurück, bei dem man Spielsteine auf einem Brett gut platziert muss, um zu gewinnen. „Etwas auf dem Kerbholz“ hatte man früher, wenn man Schulden bei jemandem hatte. Diese wurden auf einem Holzstück eingekerbt, das der Länge nach gespalten und zwischen Schuldner und Gläubiger aufgeteilt wurde. Die heutige Bedeutung „sich etwas zuschulden kommen lassen“ hat sich aus „Schulden haben“ entwickelt. Normalerweise verschwindet im Lauf der Zeit mit dem Gegenstand auch das Wort, das ihn bezeichnet. In einer festen Wortverbindung kann es sich in neuer Bedeutung dagegen erhalten, wie im Fall von „Kerbholz“ geschehen.

Einige Phraseologismen stammen auch aus literarischen Werken. Die Kastanien holt beispielsweise in einer Fabel von La Fontaine die Katze dem Affen aus dem Feuer, welcher die Früchte dann sofort auffrisst. „Den Balken im eigenen Auge nicht sehen, wohl aber den Splitter im Auge des anderen“ stammt aus der Bibel und „die Bretter, die die Welt bedeuten“ (die Theaterbühne) kommen aus einem Gedicht von Friedrich Schiller.

Janna Schönherr

Bachelorstudium Germanistik an der Universität Innsbruck und der Rikkyo-Universität in Tokio. Studiert derzeit an der Universität Innsbruck den Master Sprachwissenschaft und das Erweiterungsstudium Informatik.

Beatrix Schönherr

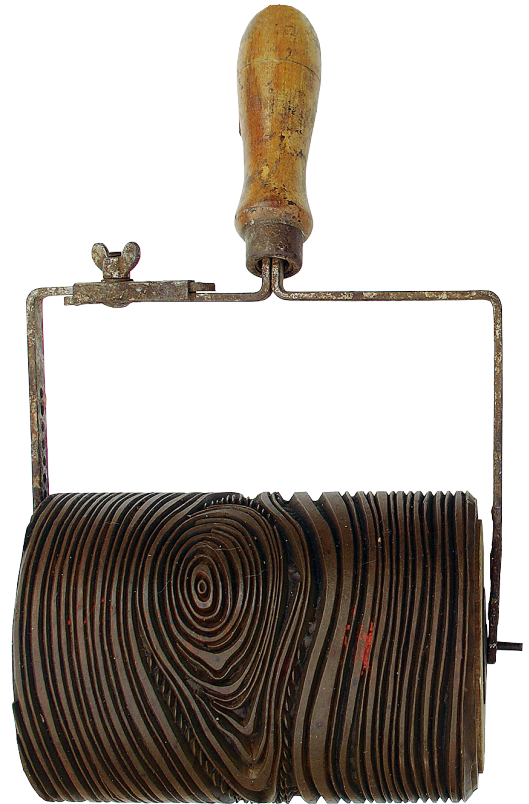
Studium der Germanistik und der Klassischen Philologie. Forscht und lehrt an der Universität Innsbruck im Bereich germanistische Linguistik. Forschungsschwerpunkte: Gesprächslinguistik und Dialektologie.

Der Maserboy Impressionen zum Thema Fake-Holz einst und heute

Gabriele Kaiser

Was hat es für einen Sinn, echtes Holz mit vorge-täuschem Holz zu übermalen? Es sind zunächst ökonomische Gründe: Im 19. Jahrhundert ist die Technik der Holzmalerei, die verschiedene Holzarten imitiert, angesehen und verbreitet. Viele gründerzeitliche Eingangs- und Wohnungstüren, die aus kostengünstigem Weichholz bestehen, sind mit einer Öllasur gestrichen, die die Maserung edler Holzarten wie Zitronenholz, Palisander oder Mahagoni nachahmt. Diese Art der Holzimitation auf Echtholzgrund – auch „Fladern“ genannt – ermöglichte es nicht nur, das Holzmaserbild eines tangential geschnittenen Bretts naturgetreu wiederzugeben, sondern auch das Idealbild einer Holzoberfläche zu erzeugen. Während man in der Tischlerei mit den unterschiedlichen Qualitäten des Naturholzes zurechtkommen musste, konnten die Dekorationsmalerinnen und -maler das Holz immer in seiner Bestform in Erscheinung treten lassen. Die holzimitierenden Ölfarbenanstriche sind zudem sehr haltbar und haben sich als Schutzschicht auf dem Holzgrund lange bewährt. Als Grundierung wird eine „magere“ Ölfarbe aufgetragen, dann mit einer Bier- oder Essiglasur das Maserbild mit dem Fladerpinsel erzeugt. Weitere Werkzeuge sind der Schläger zum Nachahmen der Holzporen, der Zackenpinsel und Gänsefedern für die Feinzeichnung der Jahresringe. Die Ergebnisse sind erstaunlich, die gemalten Holzarten von den echten Vorbildern kaum zu unterscheiden. Nachdem das Kunsthandwerk der Holzdekormalerei um 1870 seinen Höhepunkt erreicht hat, gerät es am Beginn des 20. Jahrhunderts allmählich in Vergessenheit. Die Moderne, die mit dem Wahrhaftigkeitsdogma einer „Materialehrlichkeit“ antritt, erblickt in der Holzimitationsmalerei nur noch den Aspekt des Surrogats. „Man kann Holz in jeder Farbe anstreichen, nur nicht in der Holzfarbe“, so der trockene Kommentar von Adolf Loos. Die Materialimitationstechniken wie Stuckmarmor, Stuccolustro und Holzmalerei, die es im Historismus zu großer Blüte gebracht haben, erscheinen nun nicht mehr zeitgemäß.

Aber auch das 20. Jahrhundert kommt nicht lange ohne Holznachahmungstechniken aus und entwickelt neue und immer kostengünstigere Methoden zur Herstellung von Ersatzstoffen. Die industrielle Fertigung von Bau- oder Dekorteilen, die bereits im 19. Jahrhundert das Bauwesen revolutionierte, treibt nun vor allem im Bereich der Werkstoffimitationen neue Blüten. Bereits in den 1920er-Jahren werden für Arbeitsflächen, Fensterbretter oder Lamperien vermehrt Laminatwerkstoffe eingesetzt.



Dabei gehen der Fortschritt in der Kunststoffentwicklung und das Schwinden des Handwerks Hand in Hand. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg scheint sich die Gesellschaft geradezu nach Künstlichkeit zu sehnen – Parkettfußböden werden mit Acrylteppichen zugeklebt, zugige Holzfenster durch dichte und wartungsarme Plastikfenster ersetzt. Anstelle der alten Holztürblätter hängen in den Türrangeln nun Spanplatten, auf denen eine wischfreundliche Folie mit oder ohne Holzdekor klebt.

Am Ende des 20. Jahrhunderts verschafft die Aura der Natürlichkeit den Holzimitationen erneut Konjunktur. Heutige Laminatböden, deren Trägermaterial meist MDF-Platten sind, sind von Echtholzböden kaum zu unterscheiden (wenn man sie nicht barfuß betritt). In der Angebotspalette der Baumärkte finden sich unzählige Scheinholzprodukte wie Bodenfliesen in Holzoptik, Küchenfronten mit einer Holzbeschichtung aus Melaminharz, Schichtstoff oder Lacklaminat, Fototapeten mit aufgedruckter Bretterwand und vieles mehr. Bei zahlreichen dieser Produkte zeichnet sich im Anspruch an das Fake-Holz jedoch ein Paradigmenwechsel ab: Die beim einstigen „Fladern“ angestrebte Optimierung des Maserbilds wurde allmählich durch die Imitation von Natürlichkeit an sich abgelöst. Bei manchen Produkten – etwa einem Landhausdielenboden aus Laminat – ist inzwischen auch die Haptik eines Bretts mit all seinen Unregelmäßigkeiten und „Naturholzfehlern“ eingepreßt. (Der Perfektionismus der Imitationsindustrie macht sich nun also auch über ausbrechende Astlöcher her.) Das Ersatzprodukt ist dann nicht mehr das (teure) Echtholz, sondern die Irregularität des



Natürlichen selbst, die in der Glätte moderner Kunststoffe abhandengekommen ist. Angesichts dieser Spielarten des täuschend echten Falschen kann man Holzimitationen, die sich nur eine der natürlichen Eigenschaften des Holzes angeeignet haben – z. B. das Maserbild – als wahrhaftigen oder ironischen Umgang mit dem Fake ansehen. Wer das Kunsthandwerk des Fladerns nicht beherrscht, kann heute zum „Maserboy“ greifen, einem Werkzeug mit Gummimaserprofil zum Abziehen des Farbanstrichs auf beliebigem Grund. Auch lasergefräste Schablonen mit unterschiedlichen Holzmaserungen sind in allen Formaten und

Designs erhältlich. Eine handelsübliche profilierte Farbwalze mit Holzmaserung benutzte auch der Wiener Architekt und Künstler Heinz Frank, als er die Wände seiner eigenen Wohnung mit einer gemalten Lamperie versah. Er tat dies aber in einer Konsequenz, die den Widerspruch zwischen Echt und Falsch auflöst und den Schein zur Kunst erhebt.

Gabriele Kaiser
freie Architekturpublizistin und Kuratorin; 2010 – 2016 Leiterin
des architekturforum oberösterreich (afo); seit 2009 Lehrauftrag
an der Kunstuniversität Linz; lebt und arbeitet in Wien.

Holz, Holz, Holz überall Mengenströme, Verarbeitungswege und Verwendungsmöglichkeiten von Holz

Christina Simmel

Jedes Jahr wachsen in Österreichs Wäldern rund 30 Mio. m³ Holz nach. Das entspricht rund 1 m³ Holz pro Sekunde oder rund 2.160 Einfamilienhäusern aus Holz pro Tag. Der Wald liefert aber nicht nur Material zum Bauen von Häusern. Die heimischen Holzressourcen werden sehr unterschiedlich genutzt, die Anwendungsbereiche sind vielfältig. Was alles wird daraus hergestellt? Wo begegnet uns Holz, augenscheinlich oder auch unvermutet? Ein Blick auf den Holzfluss – also jene Wege, die das Holz von der Ernte bis zu den Verbraucherinnen und Verbrauchern seiner Eignung zufolge durchläuft – schafft eine Übersicht über die Verwendungsmöglichkeiten und über die Bandbreite der Produkte, die aus dem nachhaltigen Rohstoff entstehen können. Das in Österreich genutzte Holzaufkommen setzt sich größtenteils aus der hierzulande gewonnenen Holzernte sowie zusätzlichen Mengen aus Importen zusammen. Die ersten Pfade des insgesamt verfügbaren Rundholzes sind durch seine Hauptverwendungen bestimmt und in folgende Sortimente unterteilt: Stammholz (Sägerundholz), Industrieholz und Brennholz. Stamm- und Industrieholz machen bis zu 80 Prozent des gesamten Aufkommens aus und werden durch die Säge-, Papier-, Platten- und Holzverarbeitende Industrie einer stofflichen Nutzung zugeführt. Ein Teil davon kann nach einer oder mehreren Kaskaden noch energetisch genutzt werden. An die 20 Prozent fließen als Brennholz direkt in die energetische Verwendung. Holz kann zu Werkstoffen, Möbeln, Papier und Schnittholz verarbeitet oder in Form von Scheitholz, Pellets und Hackgut direkt energetisch zur Produktion von Strom oder Wärme genutzt werden. Diese Verwendungen sind uns bewusst. Doch es gibt noch viele weitere Produkte, in denen Holz in den ungewöhnlichsten Formen zum Einsatz kommt. Viele davon haben wir im Alltag in Verwendung bzw. täglich vor Augen und würden sie doch nicht unmittelbar mit dem nachwachsenden Rohstoff aus dem Wald in Verbindung bringen. Unvermutet begegnen wir Holz oft vor allem dort, wo es als chemisch zerlegte Komponente wie Zellulose, Hemizellulose, Holzzucker oder Lignin vorkommt, um nur einige zu nennen.

Kleidsames Holz

Zwar stammt die Baumwolle – trotz ihres Namens – nicht von Bäumen, doch viele andere in der Bekleidungsindustrie verwendete Fasern werden aus Holz gewonnen. Das macht das Kleidungsstück jedoch nicht grob und kratzig, im Gegenteil. Ist auf dem Label als Bestandteil Viskose vermerkt, kann deren Basis die in mehreren Schritten verarbeitete Zellulose aus Buchenholz sein. Heraus kommt eine weiche, feine Fasermischung, zu 100 Prozent aus Holz. Aufgrund des Produktionsprozesses gilt sie jedoch irreführenderweise als Chemiefaser. Bereits seit 1900 wird Viskose in der Textilverarbeitung verwendet und ist mittlerweile ein Klassiker. In weiterentwickelter Form sind heute auch Modal oder Lyocell bekannt. Letztere Faser gilt aufgrund verbesserter Produktionsverfahren als umweltfreundliche Alternative zur Viskose. Doch egal ob Viskose, Modal oder Lyocell: Sie alle werden aus der nachwachsenden Ressource Holz hergestellt. Ihr Vorteil gegenüber den auf Erdöl basierenden synthetischen Fasern liegt auch in der Eigenschaft, Feuchtigkeit zu absorbieren und wieder abzugeben. Während die Synthetikfaser Polyester beispielsweise Feuchtigkeit kondensiert, reduziert diese Art der Feuchteregulierung das Bakterienwachstum: ein Vorteil in puncto Hygiene und Geruch.

Hölzerner Genuss

Ein gutes Stück Holz ist nicht nur ein Leckerbissen für Biber, Holzwurm und Co. – nicht selten steht auch bei uns Holz auf der Speisekarte. Als Lebensmittelzusatzstoff mit der Nummer E 460 macht Zellulose Speiseeis und Pudding besonders cremig, hält Schlagobers auf der Torte stabil und verleiht Soßen eine sämige Konsistenz.

SÄGEHOLZ

INDUSTRIEHOLZ

ENERGIEHOLZ

Als Trennmittel nehmen wir Zellulose beispielsweise beim Trinken von Orangensaft zu uns. Sie bewirkt die gleichmäßige Verteilung von festeren und weniger festen Bestandteilen, wodurch sich das Fruchtfleisch nicht auf dem Boden des Glases ablagert, sondern das Getränk, gut durchmischt, auch optisch ein Genuss ist. Weniger schmackhaft, aber zweckdienlich ist der Einsatz in Medikamenten. Um eine kleinste Menge einer Wirksubstanz verabreichbar zu machen, bestehen Tabletten zumeist hauptsächlich aus einem Füllstoff – und zwar auf Basis von Zellulose. Der Verzehr ist in diesem Fall sogar gesundheitsförderlich.

Die Gerüstsubstanz von Holz regt außerdem das reibungslose Funktionieren des Darmtraktes an, ist aber gänzlich unverdaulich, was sie zum besonders beliebten Bestandteil kalorienreduzierter Lebensmittel macht. In Japan ist sogar ein Diät-Trend auf den Zusatzstoff zurückzuführen. Die über hundert Jahre alte Textilfirma Omikenshi Co. mit Sitz in Osaka hat sich neben der Herstellung von Handtüchern auf jene von Nudeln spezialisiert. Die Baumnudeln schlagen mit nur ca. 10 Kalorien pro 100 Gramm auf den Bauch – statt der satten 150, die gekochte Spaghetti haben. Sollte das Geschmackserlebnis nicht zufriedenstellend ausfallen, kann die Zugabe von Aromen – ebenfalls aus Holz gewonnen – das Gericht aufpeppen. Hierzu sind entweder Raucharomen, die bei der Verbrennung von Holz entstehen, zu empfehlen oder auch 4-Hydroxy-3-methoxybenzaldehyd, besser bekannt als Vanillin. Der Bedarf an diesem mengenmäßig weltweit wichtigsten Aromastoff kann nur zu einem Bruchteil durch die Anzucht von Vanilleschoten gedeckt werden. Der Einsatz alternativer Vanillearomen ist letztlich auch eine Preisfrage. Der natürliche Aromastoff ist bis zu 200 Mal teurer als der synthetische.

Holz, einfach dufte!

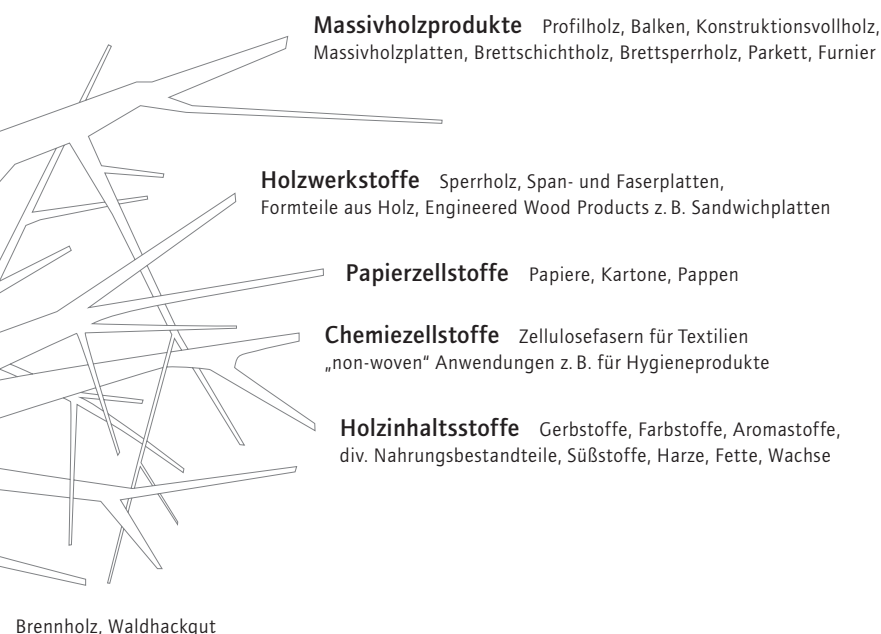
Gewonnen wird das holzbasierte Vanillin aus Lignin, das unter anderem als Nebenprodukt in der Papierherstellung anfällt. Hier wird es aus dem Holz herausgelöst, da es sonst zur Vergilbung führt. Reste davon lassen sich von feinen Nasen erschnuppern: Der typische Geruch von altem Papier, leicht vanillig, ist auf das verbliebene Lignin zurückzuführen. Etwas bekannter ist die olfaktorische Komponente von Holz bei im Barrique ausgebauten Weinen. Hier ist ebenfalls Lignin der aromabildende Bestandteil. Seine Komplexität erlaubt unterschiedlichste Verwendungen. Als Aroma in Form von Vanille-, Schokolade- und Karamellnoten lässt es die Herzen zahlreicher Weinfans schmelzen, ebenso hält es als Binde- und Stabilisierungsmaterial Betone und Zemente im Fluss. Betonverflüssiger auf Basis von Lignin sind maßgeblich dafür, wie gut Beton fließt und wie schnell er sich verfestigt. Durch ihre Zugabe lässt sich die für die Verarbeitung benötigte Wassermenge reduzieren. So wie das Lignin die Fasern des Holzes im Baum miteinander verkittet, erzeugt der geringere Wassergehalt beim Beton größere Homogenität und höhere Dichte – Baum und Beton erhalten so die nötige bzw. eine bessere Druckfestigkeit. Hier schließt sich der Kreis.

Direkt vor unserer Haustür wächst ein Rohstoff, dessen Nutzungspotenzial ebenso überraschend wie unbegrenzt scheint und der, von Fantasie und Forschungstätigkeit beflügelt, für innovativen und ressourcenbewussten Einsatz steht. Die ungewöhnliche Auswahl an hier kurz vorgestellten Verwendungen zeigt jedenfalls: Holz ist überall!

Weitere Infos

Ein Überblick über den Stofffluss und die Nutzung von Holz wird jährlich von der Österreichischen Energieagentur erstellt. Sämtliche Daten seit dem Jahr 2010 stehen online zu Verfügung.

www.klimaaktiv.at/erneuerbare/energieholz/holzstr_oesterr.html



Tex Rubinowitz

Der 1937 geborene amerikanische Maler, Grafiker, Fotograf und Filmmacher Ed Ruscha antwortete auf die Frage, aus welchen Beweggründen er sich für seine Form der Kunst entschied: „Wie soll man mit einem großen Stück Holz durch die Stadt laufen?“ Er meinte sinngemäß, dass Bildhauerei für ihn alleine wegen der Transportfrage nicht infrage gekommen sei. Er dachte praktisch, ein Stück Papier ist einfach mobiler als eine Skulptur.

Man kann das auch beim einfachen Mann oder der einfachen Frau auf der Straße sehen, wenn er oder sie alleine und zu Fuß ein Möbelstück transportiert, beispielsweise ein Sitzmöbel, oder mit ihm an der Bushaltestelle auf den Bus wartet und dann im Bus ist, dass niemals auf dem Möbel gesessen wird, was ja praktisch wäre, aber man macht es nicht, und wenn, dann grinst man verlegen, als wäre das eine absurde, falsche Idee, ein schlechter Witz, diese Möbel außerhalb ihres, nun ja, Habitats zu benutzen, als sei das nicht richtig, würde die Ordnung stören, als wären die Möbel nur Gepäckstücke, die man durch nicht ordnungsgemäßes Sitzen entweicht. Anders ist es in der Adventszeit, wenn man sich einen Christbaum kauft, ihn durch die Stadt in die Wohnung transportiert, den Kontext kann jeder herstellen, das ist ein notwendiger Holztransport durch die Stadt, dafür hat jeder Verständnis. Dennoch sieht man den Trägern an, dass sie unsicher sind, weil dieser Akt eben nur einmal im Jahr passiert. Das liegt daran, dass vieles, was wir in der Öffentlichkeit machen, beobachtet wird, wir haben ein Publikum, und je seltener diese Tätigkeit, desto eher haben wir so etwas wie Lampenfieber, wie werden die Passanten reagieren, spottend bei einem zu kleinen Baum, oder aber auch bei einem zu großen, angeberischen?

Zum Auffallen in der Öffentlichkeit braucht man Mut. Wir gerieren uns zwar als Individualisten, aber fügen uns lieber in eine Schwarmordnung, weil wir vielleicht glauben, zu viel Abweichung würde den Schwarm, die geordnete Gesellschaft, aus der Harmonie bringen. Selbst der Individualrebell, der bei Rot über die Ampel geht, macht das für ein Publikum und fühlt sich geringfügig wie ein Schauspieler, von manchen für seinen Mut bewundert, von anderen verachtet, vielleicht sogar, weil man selbst nicht so mutig ist, sich über das Gesetz zu stellen. Seine Attitüde dient vielleicht auch weniger einem erzieherischen Impuls, sich gegen die für ihn fragwürdigen Regeln zu stellen, sondern ist eher ein verzweifelter Defizit an gesundem Individualismus.





Aber sich im Bus auf den mitgebrachten Stuhl zu setzen, bricht ja kein Gesetz, mit dem gelösten Fahrschein ist man ja nicht verpflichtet, auf einem Bussitz Platz zu nehmen oder zu stehen. Aber es ist einfach „das andere“, das uns schüchtern macht, nervös.

Wenn Weihnachten endet, schmeißt man in Schweden, das ist so Brauch, den nun funktionslos gewordenen Baum einfach aus dem Fenster, die Stadtreinigung transportiert das dann einfach ab, damit ist man die zweite Bühne los, mit einem sozusagen abgelaufenen, nadelnden Baum zum dafür vorgesehenen Sammelplatz zu gehen und je nach Nadelungsgrad von der Gesellschaft beurteilt zu werden, ob man den Baum zu früh (legt wohl keinen Wert auf Tradition) oder zu spät (ist zu faul) durch die Stadt schleppt.

Wie es wohl Jesus ergangen sein muss, als er vor ca. 2.000 Jahren ein großes Stück Holz durch die Stadt schleppte? Kam ja nun auch nicht alle Tage vor. Aber er hatte ja vorher schon eine Reihe von Bühnen, war es also gewohnt, in der Öffentlichkeit zu stehen. Nun kam bei ihm dazu, dass das Stück Holz sehr schwer war, vielleicht hätte er sich eine Busverbindung zum Zielort gewünscht, oder zumindest ein leichteres Transportgut, einen Stuhl vielleicht, auf dem er sich immer wieder hätte ausruhen können. Ihm hätte es mit Sicherheit nichts ausgemacht, im Bus auf dem Mitgebrachten zu sitzen, vielleicht hätte man das sogar von ihm erwartet, man hätte ihn für diese kluge Lösung bewundert, daraus wäre eine Bewegung entstanden, und am Ende wäre es sogar ganz normal geworden, wenn Buspassagiere ihre eigenen Sitzgelegenheiten mitbringen, weil die Busunternehmen schon von vorneherein ihre Fahrzeuge unmöbliert ausgestattet hätten.

Andererseits, wenn Jesus bequem herumgekommen wäre, wäre es vermutlich nicht zu der Bewegung gekommen, die am Ende dafür sorgte, dass wir uns einmal im Jahr Nadelbäume in unsere Stuben holen und mit allerlei Schnickschnack behängen, um sie ein paar Tage oder Wochen später wieder zu entsorgen wie leere Flaschen.

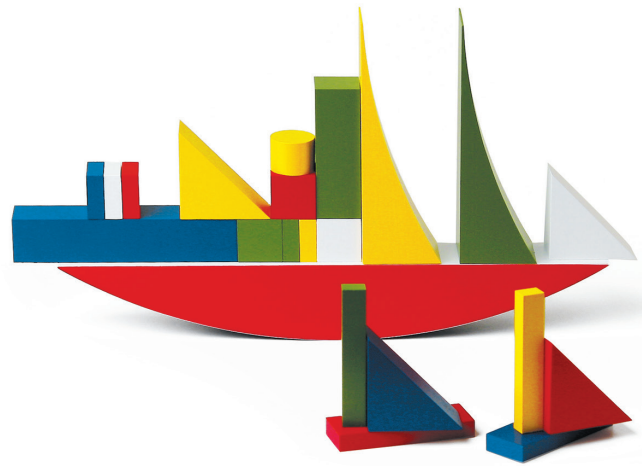
Den Baum hätten wir also nicht, und vielleicht gäbe es an irgendeinem Tag im Jahr den Tag des Sitzmöbels, man würde den Stuhl in frommen Liedern besingen und ihn erst entsorgen müssen, wenn der Holzwurm ihn schon fast gefressen hätte.

Tex Rubinowitz

ist Zeichner, Maler, Cartoonist, Reisejournalist und Schriftsteller. Er lebt in Wien und wurde 2014 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet.

Die Welt mit Holz entdecken

Spielzeug aus Holz



Linda Lackner

Pieter Bruegels Gemälde „Die Kinderspiele“ (um 1560) bildet achtzig Kinderspiele ab und ist damit eine Momentaufnahme der Niederlande im 16. Jahrhundert. 400 Jahre später diente nach Ansicht von Roland Barthes das Gros des französischen Spielzeugs dazu, das Kind auf seine Zukunft vorzubereiten. Darunter fänden sich kaum erfundene Dinge und Formen, wodurch die Nutzung des Spielzeugs bereits stark vorgegeben sei und kaum Raum für die Entfaltung der Fantasie des Kindes lasse. Da das Spielzeug bereits immer schon etwas bedeute, trete das Kind im Spiel nur als Nutzer, niemals aber als Schöpfer eigener Welten hervor. Als Zeitdokumente werfen Bild und Text die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Spielarten und -formen des Kindes und der Gesellschaft, in die es eingebettet ist, auf. Was sagen die Spielzeuge über die Kultur und Zeit aus, in der sie entwickelt und gespielt wurden bzw. immer noch werden?

Mit dem Aufkommen von Entwicklungspsychologie und pädagogischen Ansätzen der ganzheitlich orientierten Erziehung Ende des 18. Jahrhunderts verschiebt sich der Fokus vom Kind als „noch nicht fertigem Erwachsenen“ hin zur Auffassung der frühesten Kindheit als einer eigenen, spezifischen Phase der menschlichen Entwicklung. Es entstehen erste Versionen von „pädagogisch wertvollem“ Spielzeug. Die sogenannten „Spielgaben“ des Pädagogen Friedrich Fröbel beispielsweise sollten die kindliche Eigenkreativität fördern und die freie und selbsttätige Entwicklung bestärken.

Als „offene Materialien“ laden etwa Holzbausteine Kinder zum Ausprobieren und Entdecken ein. Diese können die Kontrolle über das Spielszenario selbst übernehmen, weil ihnen nicht durch (versteckte) didaktische Absichten ein konkreter Spielablauf vorgegeben wird. Die reduzierte Form, die natürliche und warme Haptik, der Geruch, die Einzigartigkeit eines jeden Bausteins aufgrund seiner Maserung, seine Langlebigkeit, vor allem aber seine vermeintliche „Zwecklosigkeit“ eröffnen unendlich viele Varianten des Spiels. Auf spielerischem Weg werden dabei jedoch kognitive und motorische Fähigkeiten wie lösungsorientiertes Denken und Feinmotorik geschult.

Im Jahr 1899 erfand der Wiener Johann Baptist Korbuly, Geometer und Bauleiter der Grazer Schlossbergbahn, den Holzkonstruktionsbaukasten Matador. Durch stabförmige hölzerne Verbindungselemente und dazu passende Bohrungen ließen sich Klötze, Leisten und Räder aus Buchenholz miteinander kombinieren. 1901 erhielt Korbuly ein Patent für den Baukasten, 1906 eröffnete er den ersten Verkaufsladen am Wiener Graben – mit vollem Erfolg. Ende der 1970er Jahre eroberten Plastikspielzeuge wie Lego und Playmobil den Markt. Der Versuch, Matador an den Zeitgeist anzupassen, indem die Holzteile durch Plastikteile ersetzt wurden, scheiterte. 1987 wurde die Produktion eingestellt. Knapp zehn Jahre später, unter neuer Leitung, wurde die Produktion des altbewährten Holzbaukastens in seiner ursprünglichen Form wieder aufgenommen.

Um 1900, im Rahmen der Reformbewegung des Kunstgewerbes, kam der Förderung der kindlichen Kreativität und künstlerischen Entwicklung eine zentrale Rolle zu. Die Protagonistinnen und Protagonisten neu gegründeter Vereinigungen wie der Wiener Werkstätte strebten zusammen mit der Wiener Kunstgewerbeschule und der Secession im Sinne des Gesamtkunstwerks die Gestaltung des gesamten Lebensbereichs der Menschen an. Auch Entwürfe für Holzspielzeuge finden sich darin, die von Fabelwesen und puppenartigen Skulpturen bis hin zu Stadtbauklötzen reichten.



Eine zentrale Rolle nahm die Herstellung von Spielzeug auch am Bauhaus ein. Die Zusammenführung von Entwurf, Holzbearbeitung und farbiger Gestaltung eines Designobjekts in einer Anwendungsaufgabe stellt eine durchaus komplexe Aufgabe dar. Das wohl bekannteste „Spielzeug“ dieser Epoche stammt von Alma Siedhoff-Buscher, die 1923 das 22-teilige Schiffbauspiel entwarf, das bis heute produziert wird. Dafür werden aus zwei Ahorn-Holzleisten ohne Verschnitt einzelne geometrische Formen herausgearbeitet, die zu einem Schiff zusammengefügt werden können. Diese Art der Nutzung ist aber keineswegs vorgegeben. Sie selbst beschrieb das Schiffbauspiel wie folgt: „Es will nichts sein – kein Kubismus, kein Expressionismus, nur ein lustiges Farbenspiel aus glatten und eckigen Formen nach dem Prinzip der alten Baukästen“, mit dem Kinder „grenzenlose Wolkenkuckucksheime zimmern“ können sollten.

Das Jahr 1986 stellt das gemeinsame, offizielle Geburtsdatum von Kapla und Cuboro dar. Bereits 1976 erzeugte der Schweizer Mechaniker und Sonderpädagoge Matthias Etter den ersten Prototypen des modularen Kugelbahnsystems Cuboro – aus Ton. Bis 1979 entwickelte Etter das System weiter, ein erstes Set aus 48 Elementen aus Tannenholz entstand. Die heutige Version besteht aus bis zu 100 verschiedenen Elementen, gefertigt aus naturbelassenem Schweizer Buchenholz. Das System beruht darauf, dass Würfel mit Rinnen und Tunneln unterschiedlich zusammengesetzt werden können und so eine Kugelbahn bilden. Das Spiel zeichnet sich durch seine Einfachheit, Kombinierbarkeit und die unendliche Fortführung der Konstruktion aus. Die Anordnung muss stetig kontrolliert und verändert werden, um den Lauf der Kugel zu ermöglichen, und fördert damit das logische Denken, das Erasten sowie den Mut zum Ausprobieren und Experimentieren.

Ende der 1960er Jahre versuchte der niederländische Kunsthistoriker und Antiquitätensammler Tom van der Bruggen mithilfe von konventionellen Holzklötzen ein Architekturmodell anzufertigen, scheiterte jedoch aufgrund der zu groben Dimensionierung und beschloss daher, seine eigenen Bausteine zu entwickeln: Kapla besteht aus uniformen Bausteinen mit den Maßen 120 mal 24 mal 8 mm und stellt damit wohl die einfachste Variante eines Holzbauspiels dar. Gefertigt werden die Klötze aus unbehandeltem Pinienholz, das aus einem nachhaltig bewirtschafteten Wald in Südfrankreich stammt. Aufgrund der Offenheit und Undefiniertheit des Spiels ist es für Kinder, Jugendliche und Erwachsene jeden Alters zugänglich und motiviert spielerisch die Verräumlichung eigener Vorstellungswelten.

Die Reduziertheit der hier vorgestellten Holzspielzeuge und ihre hochwertige Fertigung mit Fokus auf die regionale und nachhaltige Nutzung der Wälder macht sie allesamt zu sowohl visuell als auch haptisch schönen Alltagselementen, mit denen teilweise über mehrere Generationen hinweg gespielt werden kann. Alle diese Eigenschaften entsprechen den Vorstellungen von Roland Barthes für gutes Spielzeug, denn „es kann lange halten, mit dem Kind leben, nach und nach die Verhältnisse zwischen dem Gegenstand und der Hand verändern. [...] Aus Holz werden wesentliche Dinge, Gegenstände von Dauer.“

„Holz behält jede Form, die man ihm gibt, vermeidet Verletzungen durch scharfe Kanten, die chemische Kälte des Metalls; wenn das Kind mit ihm hantiert und gegen es stößt, zittert und quietscht es nicht, es gibt einen satten und zugleich klaren Ton von sich; es ist eine vertraute und poetische Materie, welche die Berührung fortführt, die das Kind mit dem Baum, dem Tisch, der Diele hat. Holz verletzt nicht, geht nicht kaputt; es zerbricht nicht, sondern verschleißt; es kann lange halten, mit dem Kind leben, nach und nach die Verhältnisse zwischen dem Gegenstand und der Hand verändern; und wenn es stirbt, dann so, daß es schrumpft und nicht sich aufbläht wie jene mechanischen Spielsachen, die durch den Bruch einer überspannten Feder den Geist aufgeben. Aus Holz werden wesentliche Dinge, Gegenstände von Dauer.“

Roland Barthes: Spielsachen, in: Mythen des Alltags, Berlin 2010, S. 74–76

Albert Kirchengast

In einem dreißig Jahre alten Märchen von Werner Moser, dem Autor wunderbarer Kinderbücher, steht geschrieben: „Könnte er reden, er wüsste sicher viele Geschichten zu erzählen.“ Die Rede ist von einem ansehnlichen Baumriesen. Man sieht ihn gezeichnet auf der gegenüberliegenden Seite, knorrig gewachsen, sein Habitus der einer bergenden Schutzmantelmadonna. Und man meint, er könne sprechen. „Aber was sage ich da – er kann ja reden! Man muss nur die Sprache der Bäume verstehen können. Und das wiederum ist ganz einfach: Man braucht nur gut zuzuhören.“ Die jungen Leserinnen und Leser – nein: Zuhörerinnen und Zuhörer – begreifen sofort, ganz unmittelbar: dass Bäume mächtig Eindruck machen. Ihre magnetische Wirkung – dass man bei ihnen verweilen will noch im fortdrängendsten Alltag, den Kinder ja noch gar nicht kennen – kann nicht auf den Begriff gebracht werden. Das besondere Zwiegespräch findet dann unter der breiten Krone statt, wo man den Wind rascheln hört, wo er die Haut streift, die feinen Härchen im Gesicht rührt, sympathetisch in der Nase juckt, wo man im Schutz vor Regentropfen verweilt, wo man die Blüte riecht oder Früchte sammelt, sich schmückt mit Astwerk und Blattwerk, wo man sein Empfinden öffnet, wo das Jahr kreist. Kinder sind längst im Baumraum, wo andere ans Bauholz denken oder übers Mikroklima dozieren. Sie begnügen sich mit einem Lebewesen. Aber das ist viel! Doch nicht nur sie finden, wenn sie eingeschlafen sind, in Träumen wie im Märchen ganz unten zwischen den mächtigen Wurzeln ein Tor; und Spechtlöcher werden Fenster und ganz im Inneren eines unermesslichen Stamms ist eine gemütliche Wohnung eingerichtet. Sogar ein Haus sitzt im laubigen Geäst verborgen, ganz oben. Das ist der Märchenalltag des Baums. So besehen ist er ein Symbol und jeder stattliche Baum eine Behauptung, die Mitte der Welt zu markieren. Das Gemeingut der Märchen legt sich um den knöchernen Alltag wie eine Waffe gegen die dominante Rationalität.

Verwurzelt, stämmig, lebendig

Der Titel des zu solchen Gedanken anregenden Bilder-Lesebuchs lautet: „Das Haus auf dem fliegenden Felsen“. Fliegt auch die Fantasie davon, so steht ein Baum doch für Verwurzelung, für das feste Stehen im Grund: das Stämmigsein. Wir alle meinen zu wissen – aus dem frühen Sachkundeunterricht –, dass ein Laubbaum seine in die Luft gereckte Krone im Erdreich als Wurzelwerk spiegelt. Zumindest ist das eine der eingängigeren Informationen der Schulzeit, die Freude erregt beim Wissen. Der Baumraum ist ein Raum der Kühle und des Schattens, der Düfte und der Geräusche, der Insekten und Vögel, er ist aber ebenso gut ein

unsichtbares Geflecht, ein verborgener Erdraum, der in ältesten Mythologien seinen Platz hat. Warum nagen Wesen an Yggdrasils Wurzeln, haben im Schoß der Weltlesche die Nornen Urd, Verdandi und Skuld ihren Sitz – die Zeit? Warum halten hier die Asen über unser Schicksal Gericht? Mythen sind Weltdeutungen aus anderer Zeit, können indes zur Weissagung werden für unsere Zukunft. Und dass Bäume nicht einfach nur Geschichten anregen, sondern dauerhafter Teil einer bedeutsamen Kulturgeschichte der Natur sind, das hat wohl mit besagtem Habitus zu tun: Je größer, je länger, die Lebenszeit des Menschen weit überragend, ist es Dauer, die ihr Wuchs verkörpert – wenn wir das zulassen – und so eindruckliche Bedeutung erlangt: jene eines Ortes von Schutz, eines anthropomorphisierten Gegenübers, dem wir uns irgendwie anvertrauen wollen. Diese numinose Unmittelbarkeit passt gut in eine Zeit, die das konkrete Erleben wiederbeleben möchte und die handfeste Stofflichkeit der Dinge mit Sinn auszustatten sucht. Heutige Försterinnen und Förster beispielsweise wissen das längst. Auf gewisse Weise sind Bäume für sie lebendig, wenn sie Bestseller über das Kommunikationsgeflecht von Wurzeln und Pilzen schreiben – als hätten es die Philosophen der Postmoderne nicht schon gewusst. Vielleicht haben sie die Wirklichkeit zu sehr gescheut?

Was also ist der Baumraum? Er ist vor allem eins: lebendig. Was ist sein Alltag? Nicht, dass es einen Baum kümmerte, aber er hat doch die Kraft, unsere ganze Vernunft zu versammeln, die träumende und die pragmatische. „Unter“, auch „zwischen“, sogar „in“, das ist die phänomenologische Ausrichtung des Baumraums – dabei immer doppelt geschenkt, real und imaginär, könnte man sagen. Otto Friedrich Bollnow, der über Raum und Stimmung schreibt, spricht allerdings noch in alter Manier vom „hodologischen Raum“, dem Höhlencharakter unserer Wohnung, um so das Achsensystem seiner Raumlehre doch wieder allein auf den Menschen zu beziehen. Es ist erstaunlich, dass auch Gaston Bachelard in seiner Poetik der Räume die geborgenen Orte nur im Gebauten sucht – höchsten die Muschel lässt er gelten. Und Pflanzen? Das wusste doch die Theorie schon lange, dass es das Vorbild der Bäume war, nach dem der menschlich-fügende Verstand erste Bauten errichtete: Urhütten. Die Rationalität der Aufklärung wollte nun aber auch wissen, mit Berufung natürlich auf Vitruv, dass der Mensch erst zur Sprache finden musste, sich als Gemeinschaft organisieren musste, um die Natur ernsthaft zum Vorbild sich nehmen zu können. Emanuele Coccia – im Sinn einer „aufgeklärten“, neuen Biologie – geht aktuell freilich viel weiter: „Nur im Angesicht der Welt und der Natur kann der Mensch wirklich denken“. Die gewachsene Welt liegt der Klügelei voraus.



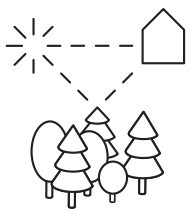
Ein Knotenpunkt zur Welt

Und doch, man stelle sich vor: Das Zentrum einer Stadt, ein Baum! Und das vor der „Krise“! Ganz bekömmlich-alltäglich steht er da und ist Ort des Ratschlusses – oder man trinkt hier schlicht Kaffee. Und das seit Hunderten Jahren. Oder sind es Jahrtausende? Auch diesen Baum kennen alle, die Dorflinde, mancherorts umbaut von hölzernen Gebilden. Doch war das eben nicht nur im Norden so, wie Rudi Palla in seinem schönen Baumbuch mit einem Stich des Hauptplatzes von Kos aus der „Voyage pittoresque de la Grèce“ von 1782 belegt. Unterm Baum, umwachsen, steht der Pavillon, aus dem die Quelle sprudelt. Drum herum lagert man auf Stufen, Säulen stützen seine schwer ausladenden Äste. Ist es eine Kastanie, um die sich die Kulturen von Orient und Okzident in Frieden versammeln? So also kann die gewachsene Form unser Handeln ins Gute lenken, anziehen und ausstrahlen ins städtische Zusammenleben. Denken wir auch noch ans Handwerk: Besondere Tischlerinnen und Tischler wie James Krenov lesen offenbar aus dem Spiel der Maserung – Ast-Intarsien – nicht nur den Wuchs des Baums heraus, sondern leiten die Gestalt ihrer Möbel davon ab. Aber auch durch Patina und Geschichte überträgt sich die Lebendigkeit des Baums noch im getischlerten oder gezimmerten Stück Holz auf das Ding. Steen Eiler Rasmussens unorthodoxes Lehrbuch vom Architektur-Erleben zeigt das Bild eines abgewetzten Nussholzstuhls von rund 300 Jahren. Seine heutige Form

scheint die Gestalt jenes Baums zu erinnern, von dem er abstammt. Nicht allein durch die kundige Hand des Tischlers, auch durch die Zufriedenheit des Gebrauchs scheint das Gewächs weiterzuleben, wo es nicht einfach nur zum Material geworden ist. Das ist beileibe keine Esoterik, sondern beruht auf einfühelndem Empfinden, dem Zusammenleben mit den Dingen: den sorgfältig gemachten und genutzten.

Was hat das alles mit dem Alltag des großen Einzelbaums zu tun, zu dem ja jeder Baum einmal heranwachsen möchte? Nun, es ist eben ein besonderer Alltag, den er fördert. Ein Baum kann Knotenpunkt vielfältiger Zugänge zur Welt sein. Noch im spröden Treiben der Großstadt ist er ein Ratgeber der Sinnlichkeit, ein Wachrufer geteilter Räume, der uns einander näherbringt, nicht nur auf der schattigen Parkbank. Am Beginn steht doch so wenig: die Entscheidung, einen zu pflanzen, den Platz zu reservieren, ein Pflanzloch zu graben – diesen jungen Baum, der wenig mehr ist als ein Sträuchlein, zu gießen und zu achten. Aber damit ist er schon Teil unseres Alltags. Er wächst für kommende Generationen.

Albert Kirchengast
Architekturtheoretiker, lehrt an diversen Hochschulen und ist Autor von Fachbeiträgen und Büchern. Im Frühjahr 2022 erscheint im Jovis Verlag die Anthologie „Analogue Landscape. About Idealism and Material Culture“.



Nahezu die Hälfte Österreichs ist mit Wald bedeckt, rund 4 Mio. Hektar. Der Waldreichtum stellt die Schutz-, Erholungs- und Wohlfahrtsfunktion sicher, aber auch die wirtschaftliche Nutzfunktion ist dadurch gewährleistet – und das ist von großer Bedeutung. Denn die Forst- und Holzwirtschaft ist eine wichtige Stütze der heimischen Wirtschaft.

Christina Simmel

Österreich verfügt über eine vielfältige Waldlandschaft. Die heimischen Wälder dienen der Erholung, sind Kohlenstoffspeicher, bieten Lebensraum für Tiere. Ihre Bedeutung für den Schutz der Biodiversität, für den Klimaschutz und das Erreichen der Klimaziele ist hinlänglich bekannt und wissenschaftlich belegt. Der Wald ist aber auch Holzproduzent. Rund 3,4 Mio. Bäume in Österreichs Ertragswald stellen eine einzigartige Holzressource dar. Diese ist die Grundlage eines der bedeutendsten Wirtschaftszweige Österreichs, der Forst- und Holzwirtschaft. Mehrere kürzlich veröffentlichte Studien haben deren gesamtwirtschaftlichen Effekt untersucht und zeigen auf, welches Wertschöpfungspotenzial die heimischen Ressourcen bieten und welche wirtschaftlichen Auswirkungen eine teilweise Außernutzungsstellung mit sich bringt.

Ein Erntefestmeter Holz bringt durch Veredelung bzw. Weiterverarbeitung eine Bruttowertschöpfung von bis zu 1.212 Euro für die Wirtschaft Österreichs. Die gesamte Bruttowertschöpfung, also der durch die Produktionsprozesse geschaffene Mehrwert des gesamten Wertschöpfungsnetzwerks Forst- und Holzwirtschaft liegt aktuell bei 20,4 Mrd. Euro. Das ist ein Anteil von 5,72 Prozent an der gesamten österreichischen Wirtschaftsleistung. Ebenso wichtig ist der Beitrag am Bundesbudget und für die Sozialversicherungsträger. Insgesamt werden 8,7 Mrd. Euro an Steuern und Abgaben unmittelbar und mittelbar durch die Unternehmen der Forst- und Holzwirtschaft generiert.

Wer steht hinter der Wertschöpfungskette?

Dieses Netzwerk ist weitreichend und generiert Arbeitsplätze in einer Vielzahl von Branchen, die in direkter Form oder aber indirekt, in Vorleistung oder als Endprodukt, den heimischen Rohstoff Holz verarbeiten:

Die Forstwirtschaft bildet mit Aufzucht und Abholzung den Ausgangspunkt, gefolgt von der weiterverarbeitenden Sägeindustrie. Es folgen die Betriebe zur Herstellung diverser Massivholzprodukte und Werkstoffe aus Holz, die dann im Bauwesen und Möbelbau Verwendung finden oder als Basis für die Fertigung von Sportartikeln und vielen weiteren holzbasierten Gütern dienen. Weitere Zweige sind die Zellstoffindustrie sowie die Papier- und Verpackungsindustrie und deren nachgelagerte Sektoren wie das Druck- und Verlagswesen. Schließlich sind auch zahlreiche Dienstleistungen Teil des Wertschöpfungsnetzwerks, beispielsweise Forschung und Entwicklung, Ausbildung und Verwaltung.

Die gesamte Wertschöpfungskette der Holzverarbeitung umfasst 172.000 Betriebe und schafft Arbeit für rund 300.000 Menschen. Jeder 15. Arbeitsplatz in Österreich ist auf die Forst- und Holzwirtschaft zurückzuführen. Damit zählt die Holzbranche zu den größten Arbeitgebern in Österreich. Vor allem im ländlichen Raum sind die holzverarbeitenden Industrien ein wichtiger Arbeitgeber und für die regionale Wertschöpfung von großer Bedeutung.

Eine Reduktion der Rohstoffbasis, also eine Verringerung der Holzeinschlagsmenge, hätte regional, aber auch gesamtwirtschaftlich weitreichende Folgen. Eine Außernutzungsstellung von 10 Prozent führt zu einem Verlust an Arbeitsplätzen und bedeutet Einbußen in der Wirtschaftsleistung: Bei einem Minus von 10 Prozent der derzeit durchschnittlich eingeschlagenen Holzerntemenge wären in den Branchen, die der Forst- und Holzwirtschaft anhaften, insgesamt 26.000 Arbeitsplätze gefährdet. Der Beitrag zur gesamten Bruttowertschöpfung würde sich um 1,8 Mrd. Euro verringern und das fiskalische Aufkommen wäre um 0,8 Mrd. Euro reduziert.

Waldfläche, Holzvorrat und Holznutzung

Weltweit wird die Waldfläche kleiner. In den heimischen Wäldern dagegen wächst die Fläche schon seit Jahrzehnten – in puncto Holzvorrat liegt Österreich im europäischen Spitzenfeld. Und dieser Vorrat wird immer größer, denn in Österreichs Wald wächst mehr Holz nach, als genutzt wird. Aktuell stehen 1,173 Mrd. Vorratsfestmeter im Ertragswald zur Nutzung bereit und jährlich wachsen etwa 30 Mio. Vorratsfestmeter nach. Die Nutzung pro Jahr liegt unter diesem Zuwachs: Bei 88 Nutzungsprozent – dieses Verhältnis von Nutzung und Zuwachs hat sich in den letzten Jahren eingependelt – nimmt der Holzvorrat kontinuierlich zu. Durch die aktive und nachhaltige Waldbewirtschaftung, die bedachte Nutzung der heimischen Wälder und eine umsichtige Verwendung steht Holz daher uns und auch den kommenden Generationen zur Verfügung. Das gilt für alle vier Hauptfunktionen, die der Wald erfüllt, also die Schutz-, Erholungs-, Wohlfahrts- und Nutzfunktion. Damit ist die Schlüsselrolle von Holz für den Klimaschutz ebenso wie für Österreichs Wirtschaft nachhaltig gesichert. Der Erhalt der Waldflächen und der Ressourcen des Waldes ist durch die langfristige Kohlenstoffbindung für den Klimaschutz ebenso unerlässlich wie für die Wirtschaft und die zahlreichen Menschen und Arbeitsplätze, die hinter dem Netzwerk Forst und Holz stehen.

Wertschöpfung des Rohstoffs Holz

Ein Erntefestmeter Holz bringt durch Veredelung bzw. Weiterverarbeitung eine Bruttowertschöpfung von 1.212 Euro für die österreichische Wirtschaft.

1 Erntefestmeter



110,9 Euro

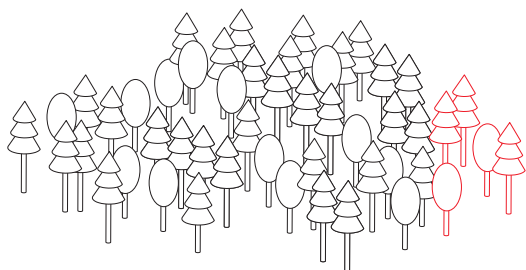
+ 546,0 Euro

+ 387,2 Euro

+ 168,2 Euro

**Totale
Wertschöpfung**
1.212,3 Euro

Forstwirtschaft	Forstwirtschaft im engsten Sinn	Forstwirtschaft im engeren Sinn	Forstwirtschaft im weiteren Sinn
Erzeugnisse und Dienstleistungen der Forstwirtschaft	Säge-, Hobel- und Holzimprägnierwerke Herstellung von Holz- und Zellstoff, Papier, Karton und Pappe	Dienstleistungen der Vervielfältigung von bespielten Ton-, Bild- und Datenträgern, Druckereileistungen Chemische Erzeugnisse Herstellung von Möbeln Herstellung sonstiger Waren Vorbereitende Baustellenarbeiten, Bauinstallationsarbeiten und sonstige Ausbaurbeiten Dienstleistungen im Verlagswesen	Dienstleistungen der Sammlung, Behandlung und Beseitigung von Abfällen sowie zur Rückgewinnung Großhandelsleistungen Einzelhandelsleistungen Forschungs- und Entwicklungsleistungen Lagereleistungen sowie sonstige Unterstützungsdienstleistungen für den Verkehr Dienstleistungen der öffentlichen Verwaltung, der Verteidigung und der Sozialversicherung Erziehungs- und Unterrichtsdienstleistungen



Basis der Wertschöpfung ist der Rohstoff Holz

Die derzeit durchschnittliche Einschlagsmenge von 18 Mio. Erntefestmetern pro Jahr generiert:

Die Außernutzungsstellung von 10 Prozent des Ertragswaldes hat weitreichende Folgen. Es verbleiben:

300.000
Arbeitsplätze

274.000
Arbeitsplätze

-26.000

€ 20,4 Mrd.
gesamte Bruttowertschöpfung

**Ernte
-10%**

€ 18,6 Mrd.
gesamte Bruttowertschöpfung

€ -1,8 Mrd.

€ 8,7 Mrd.
fiskalisches Aufkommen

€ 7,9 Mrd.
fiskalisches Aufkommen

€ -0,8 Mrd.

Kenngößen des Waldes

Waldfläche

47,9 Prozent der Fläche Österreichs sind mit Wald bedeckt, das sind 4 Mio. Hektar. Jener Teil, der wirtschaftlich genutzt werden kann, ist der Ertragswald mit einer Größe von 3,34 Mio. Hektar. Auf einem Hektar Ertragswald wachsen durchschnittlich 1.017 Bäume.

Holzvorrat

1,173 Mrd. Vorratsfestmeter stehen derzeit im Ertragswald zur Nutzung bereit, das sind durchschnittlich 351 Vorratsfestmeter pro Hektar.

Holzzuwachs und Holznutzung

Jährlich wachsen etwa 30 Mio. Vorratsfestmeter zum Ertragswald hinzu. Von diesen 30 Mio. werden 88 Prozent oder 26 Mio. Vorratsfestmeter genutzt. Das heißt, dass 12 Prozent oder 4 Mio. Vorratsfestmeter des jährlichen Zuwachses im Wald verbleiben. Der Holzvorrat nimmt dadurch kontinuierlich zu.

Was ist ein Festmeter?

Vorratsfestmeter – Erntefestmeter

Der Begriff „Festmeter“ ist in der Forst- und Holzwirtschaft häufig in Verwendung. Es ist eine Maßeinheit für unbehandelte Stämme oder Stammstücke gefällter Bäume, die sogenannten Rundhölzer. Ein Festmeter (fm) entspricht einem Kubikmeter fester Holzmasse ohne Zwischenräume.

Daraus leiten sich weitere Einheiten ab:

Der Vorratsfestmeter (Vfm) bezeichnet das noch im Wald stehende Holz, also lebende Bäume. In dieser Einheit wird sowohl der Vorrat von Holz als auch der Nachwuchs angegeben. Als Erntefestmeter (Efm) wird der Vorratsfestmeter abzüglich des Ernteverlustes bezeichnet, das sind Rinde, Stockholz, Überlänge, Bruchholz, Äste und Wipfel. Mit Schichtfestmeter (Sfm) ist geschnittenes Brennholz gemeint, das ohne Zwischenräume ordentlich gestapelt ist.

Holz(an)stoß

Corita Kent

Corita Kent, geboren 1918 in Fort Dodge, Iowa, gestorben 1986 in Boston, Massachusetts

Einzelausstellungen (Auswahl)

- 2020 Joyful Revolutionary, Taxispalais Kunsthalle Tirol, Innsbruck
- 2019 Works from the 1960s, Andrew Kreps Gallery, New York
Power Up, House of Illustration, London
- 2018 Get With The Action, Ditchling Museum of Art+Craft, Ditchling/UK
Vitrine de la collection. Corita Kent, FRAC Île-de-France, Paris
- 2017 Mass Appeal. The Art of Corita Kent, California Museum of Art Thousand Oaks, Thousand Oaks/US
FRAC Île-de-France, Paris
- 2016 The Wonders We Seek. Works by Corita Kent, Manhattan College, Bronx, New York
In the Beginning was the Word. Works by Corita Kent, Patricia and Phillip Frost Art Museum, Miami
Sister Corita Serigraphs 1959–1979, NADA Miami Beach, curated by The Conversation (Berlin), Miami

Gruppenausstellungen (Auswahl)

- 2019 Artists Respond. American Art and the Vietnam War, 1965–1975, Smithsonian American Art Museum, Washington, D.C.
Artists Respond. American Art and the Vietnam War, 1965–1975, Minneapolis Institute of Art, Minneapolis
- 2018 Nine Moments for Now, Ethelbert Cooper Gallery of African and African American Art, Harvard University, Cambridge
Citoyennes paradoxales, Palais du Tau à Reims, Reims
- 2017 Get with the Action. Political Posters from the 1960s to Now, SFMOMA, San Francisco
California. Designing Freedom, The Design Museum, London
Yes yes yes yes. Graphics from the 1960s and 1970s, Art Gallery of New South Wales, Sydney



Siebdruck-Workshop am Immaculate Heart College Art Department, Los Angeles

Stefan Tasch

An einem Sommertag im Jahr 1962 besuchte eine Nonne Mitte 40 Andy Warhols bahnbrechende Ausstellung „Campbell's Soup Cans“ in der Ferus Gallery in Los Angeles. Später erinnerte sie sich daran, dass sie, „als sie nach Hause kam, alles wie Andy Warhol sah“. Dies war ein entscheidender Moment in der Entwicklung von Schwester Mary Corita Kent von der Klosterschullehrerin zur Künstlerin, die als „Pop-Art-Nonne“ bekannt wurde. Die als Frances Elizabeth Kent geborene Künstlerin trat 1936, im Alter von 18 Jahren, in den Orden der Sisters of the Immaculate Heart of Mary ein. Unter dem Namen Schwester Mary Corita studierte Kent Kunst am Chouinard Art Institute (heute CalArts) und machte 1941 ihren Abschluss am Immaculate Heart College in Los Angeles. Im Jahr 1947 trat sie in den Lehrkörper der Kunstabteilung des Colleges ein, zur selben Zeit machte sie an der University of Southern California ihren Master. Für ihre künstlerische Praxis – vorrangig Siebdruck – war der Zugang zu den Holzrahmen, die mit Gewebe bespannt sind und durch die die Farbe gedrückt wird, von großer Bedeutung. Corita Kent hatte an ihrem College die Möglichkeit, eine eigene Werkstätte einzurichten, in der sie ihre Studentinnen und Studenten unterrichten konnte. Im Jahr 1962 – demselben Jahr, in dem Kent Warhols Suppendosen sah – berief Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil ein, das große Reformkonzil, von dem viele liberale Katholikinnen und Katholiken wie Kent und ihre Gemeinschaft glaubten, es würde die lateinisch sprechende, im Mittelalter verwurzelte Kirche in die Gegenwart führen und sie relevant und liberal machen – christlich, wie Kent es gesehen hätte, für das 20. Jahrhundert.

Vor dem Hintergrund dieser Reformbewegung und der seismischen Veränderungen in der Populärkultur der säkularen 1960er Jahre begann Kent Siebdrucke herzustellen, die zunehmend politischer wurden und Persönlichkeiten wie Martin Luther King, Coretta Scott King oder den Gewerkschafter César Chávez abbildeten – um damit ihre Unterstützung für soziale und politische Kämpfe wie die Bürgerrechts- und Anti-Vietnamkrieg-Bewegung zu bekunden. Kent verwendete Werbeslogans und Songtexte sowie Bibelverse und Zitate aus der Literatur, um Siebdrucke mit pointierten politischen Botschaften über Rassismus, Armut und Ungerechtigkeit zu schaffen. Ein weiterer wichtiger Aspekt in ihrem Werk ist der demokratische Zugang, sowohl in der Art und Weise, wie die Arbeiten hergestellt wurden (im Kollektiv und gemeinschaftlich), als auch in der Art und Weise, wie sie bepreist wurden – Drucke wurden über die Immaculate Heart Community für nur 50 Dollar verkauft. Keine ihrer Editionen ist einzeln nummeriert, weil sie keine Hierarchie zwischen den verschiedenen Versionen desselben Drucks oder zwischen den verschiedenen Drucken schaffen wollte. 1968 bat sie um die Entbindung von ihrem Gelübde und zog nach Boston, nachdem der Druck der konservativen Erzdiözese von Los Angeles immer stärker wurde und Kent ihr Status als Celebrity zunehmend zur Last fiel. Neben den berühmten Siebdrucken kreierte Kent auch eine Love-Briefmarke für die us-amerikanische Post, die über 700 Mio. Mal verkauft wurde. Die 1986 im Alter von 67 Jahren verstorbene Künstlerin Corita Kent hinterließ ein Werk, das sich vor allem durch den unerschütterlichen Glauben daran auszeichnet, mit Aktivismus und Empathie gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen zu können.